

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 13mal wöchentlich.
Bezugspreis:
Abnehmer monatl. 70 P., vierteljährl. 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 60 P., vierteljährl. 2.00 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatl. 1 M.,
vierteljährl. 3 M. (ohne Bestellgebühr).
Einzelnummer 5 Pfg.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Anzeigenpreise:
Die Kolonellstelle in Wiesbaden 20 P.
Deutschland 20 P., Ausland 40 P.,
die Weltanschauung 1.00 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Gesamtpreis:
Inserate und Abonnement: Nr. 129,
Redaktion: Nr. 129; Verlag: Nr. 819.

647 Abend-Ausgabe.

Samstag, 19. Dezember 1914.

68. Jahrgang.

Vermehrte Kämpfe im Westen.

Abweisung eines russischen Kavallerie-Angriffs in Ostpreußen. — Fortsetzung der Verfolgung in Polen.

Verfolgung.

Von einem militärischen Mitarbeiter wird uns geschrieben:

„Sieg“ ist ein schönes Wort; es ist gleichbedeutend mit „Erfolg“, und was das Herz eines Soldaten noch höher schlagen läßt: Ueberlegenheit über den Gegner! Die Früchte des Sieges sind aber nur zu ernten in der Verfolgung.

Nach Jena und Auerstadt und nach Waterloo sind die Fälle einer ausgiebigen Verfolgung nicht häufig; nach Königgrätz und Wörth verlor sie vollständig; im ganzen mandchurischen Feldzug sehen wir nicht eine strategische Verfolgung; die Russen mit ihrer zahlreichen Kavallerie waren nicht ein einziges Mal Sieger, kamen also gar nicht in die Verlegenheit, die Japaner hatten gar keine Kavallerie.

Nur ein harter militärischer Wille vermag nach tag- und wochenlangem Ringen noch große neue Strapazen von Mann und Roß zu fordern. Die moderne Verfolgung geschieht nicht mehr lediglich durch die Reiterwaffe — alles tritt an, auch die Infanterie und vor allem die schnelle und bewegliche Feld-Artillerie. Blücher, das Symbol der kraftvollen Verfolgung, forderte diese nach der Schlacht an der Katzbach vergeblich von seinen Unterführern! Der Weltkrieg 1914 scheint in General v. Hindenburg diesen Typ wiedergefunden zu haben: General Madensen, Plozlawek, 50 Kilometer bis Kutno; das war Verfolgung! „Man kann den Feind auch mit den Beinen schlagen“ (Napoleon). Es hängt von der Größe der Niederlage ab, ob und in welchem Umfange eine Verfolgung Platz greifen kann. Eine erfolgreiche, eine geschlagene Armee kann noch ein hohes Maß von Widerstandskraft besitzen, die eine strategische Verfolgung ausschließt, und um eine solche könnte es sich hier bei den Niesenausmessungen in Westpolen doch nur handeln, Teilerleichterungen, z. B. auf einem Flügel, können schöne Früchte eintragen, sie brauchen aber noch nicht entscheidend zu wirken.

Die Topographie Westpolens hat von jeher dem Taktiker Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen gegeben: wie ein Klotz schiebt sich der russische Koloss tief nach Westen in das Gebiet der Nachbarmonarchien ein; von Ostpreußen und Galizien wird er direkt flankiert. Wer in dieser Sachlage nach Westen Boden gewinnt, spürt diese Einwirkung. Am 18. November befanden sich mehrere russische Armeen in dieser strategisch nicht ungünstigen Lage. Das russische Massenaufgebot glaubte sich über diesen Punkt hinwegsetzen zu dürfen.

Es kam anders!

In der Front stieß man auf die — zunächst moralische — Einwirkung der starken Festungen (Thorn, Posen, Breslau, Krakau), in beiden Flanken standen starke Armeen, sprunghaft. Bei Plozlawek schlug Madensen auf den Kopf des feindlichen Kolosses und traf diesen an seiner rechten Schläfe, womit der „Druck von Nord“ eingeleitet wurde. Lodz brachte alsdann den frontalen Angriffsgedanken zur Wirkung; dieser beherrschte nach den Angaben unseres Generalstabs auch die Schlusstage dieses gewaltigen Dramas. In Galizien bildete sich eine deutsch-österreichische Offensivflanke heraus, die eine ganz ausgesprochene Front nach Norden annahm. In der Mitte sah der Russe mit seinem gewaltigen schwerfälligen Körper, der Umfassungsgedanke war wohl im Kopfe des Feldmarschalls niemals ausgegallert.

Das ist ein Schlachtenbild von unbekannter Wucht: wer er erforschen — und es war so ausgeführt wie erdacht — ist ein militärisches Genie, wie ein solches die Weltgeschichte nur alle Jahrhunderte einmal hervorbringt; die Truppe, die es durchführte, gegen große Ueberlegenheit durchführte, vollbrachte eine Meilenarbeit.

Ehre den Tapferen!

Bewunderung dem Genie!

„In Polen folgen wir weiter dem weichenenden Feinde“, so hören wir durch den Bericht unserer Obersten Heeresleitung. Das ist doch eben bereits das, was man strategische Verfolgung nennen darf. Die Kürze und die Vorsicht unserer amtlichen Berichterstattung läßt

Umtl. Tagesbericht vom 19. Dez.

Großes Hauptquartier, 19. Dez. vorm. (Umtl.)

Im Westen erfolgte gestern eine Reihe von feindlichen Angriffen.

Bei Kienport, Bizschote und nördlich La Bassé wird noch gekämpft; westlich Lens, südlich Albert und westlich Nogons wurden die Angriffe abge schlagen.

An der ostpreussischen Grenze wurde ein russischer Kavallerieangriff westlich Pilsacken zurückgewiesen.

In Polen wurde die Verfolgung fortgesetzt.

Oberste Heeresleitung.

eben nur vermuten, was sich hinter diesen knappen Worten verbirgt.

Wenn Riesenheere, die geschlagen, sich auf einer langen Front auflösen sollen, so kann dies immer nur unter großen Opfern geschehen, wobei partielle Katastrophen nicht ausgeschlossen sind. Wir werden hiervon zu hören bekommen, wenn die oberste Heeresleitung den Zeitpunkt hierfür für gegeben hält.

In Polen weicht der Feind; wir sind nicht berechtigt, diese Angaben zu verallgemeinern — wenn es für uns auch ganz selbstverständlich ist, daß diese große Rückwärtsbewegung im Zentrum ihre Wirkung auf die Flügel ausüben muß — unter allen Umständen! Der österreichische Bericht vom Freitag sagt uns, daß der Feind „vollständig geschlagen“ ist, fügt aber ganz richtig hinzu, daß er bemüht ist, den Abzug zu decken.

Solches sind ganz selbstverständliche Erscheinungen, bedingt durch die räumlichen Entfernungen.

Riesenheere werden nicht durch einen Stoß, und selbst wenn er ins Herz trifft, vom Erdboden vertilgt; sie setzen sich hier, sie setzen sich dort, sie decken immer wieder den Abzug der Masse; sie müssen Rücksicht nehmen auch auf das, was hinter der Front ist. Die russische Disposition über die Kolonnen und Trains, die beim Rückzuge einen Vorsprung gewinnen müssen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Truppenführung.

Hinter der russischen Front läuft die Weichsel in sumptigem Bett. Große Massen brauchen große Räume; im Rückzug mehr noch als im Angriff. Die russische Heeresführung steht vor einer schwierigen Aufgabe; wir warten ab, ob ihr Generalstab sie zu lösen vermag. Die Entladung des schweren Gewitters, das wir im Oktober langsam von Osten heranziehen sahen, ist erfolgt; es vermochte nicht, uns Schaden zuzufügen. Gestärkt gehen wir hervor aus dieser Zeit der Spannung.

Der Sieg in Polen.

26 000 Gefangene.

Osterr. Hauptquartier, 19. Dez. (Nichtamtl. Wolff-Tele.)

Die blühigen Kämpfe bei Limanowa und im Fluggebiet von Dunojeh und Poprad haben uns und unseren Verbündeten die erhofften Erfolge gebracht durch Eindringen des linken Flügels der russischen Gesamtfront, der von Warschau bis zu den Karpathen reicht. Die unmittelbare Bedeutung des Erfolges ist die Befreiung Ungarns, die Einbrechung der Kolonnen und die Wiedergewinnung Galiziens. Im Raume von Buchina stand eine starke russische Streitmacht, der sich im Bezirk Neu-Sandez 2 Batterien und 2 Divisionen des 11. Armee-Korps angeschlossen. Auch haben

die Russen, wie man bei einem Besuch des Schlachtfeldes von Limanowa von Gefangenen erfuhr, bis in die letzten Tage von Lemberg über Lemberg Verstärkungen herangezogen. Diese Truppen verließen 1 Stunde vor Lemberg die Eisenbahn und beendeten ihren Weg unter Umgehung von Przemyśl in Fußmärschen. Die Entscheidung konnten sie ebenso wenig ändern wie die aus den Karpathen zurückflutenden Kolonnen. Die Russen verloren vielmehr in den Kämpfen über Tausende von Toten und Verwundeten und 26 000 Gefangene an unsere Verbündeten.

Die Freude im Großen Hauptquartier.

Berlin, 19. Dez. (Eig. Tel. Str. Bl.)

Der Kriegsberichterstatter der „Nordd. Allg. Ztg.“ im Großen Hauptquartier telegraphiert unterm 18. Dez.: Der entscheidende Sieg bei der amtlichen Bekanntgabe in später Abendstunde im Großen Hauptquartier eine gewaltige Begeisterung. Alle Glocken der Kirchen wurden geläutet. Die Befehlungen der umliegenden Dörfer nahmen das Siegesgelland auf, sodaß es sich von Ort zu Ort fortspangte und viele französische Kirchtürme im Laufe der Nacht den deutschen Sieg bis an die Kampffront verkündeten. Auf dem Marktplatz des Hauptquartiers veranstalteten Offiziere und Mannschaften unter dem Gesang vaterländischer Lieder und unter Hochrufen auf den Kaiser, auf Hindenburg und Ludendorff und auf die österreichisch-ungarischen Heerführer eine tiefseindrudsvolle Kundgebung.

Die Russen in Lemberg.

Budapest, 19. Dez. (Tel. Str. Bl.)

Ein Lemberger Kaufmann erzählt folgendes von der russischen Herrschaft: Die Wohnungen und die Geschäftshäuser der Flüchtlinge wurden geöffnet und alles verkauft. Das 3 Millionen Kronen betragende Vermögen des Bischofs wurde konfisziert. Ferner wurde die Pragerstraße eingeführt. Jede kleine Uebertretung wird mit Stockfesseln geahndet. Ein Fleischhauer wurde so verprügelt, daß er gestorben ist. Nach 8 Uhr abends darf überhaupt niemand mehr auf die Straße gehen.

Vorzeitige Rekrutierung in Rußland.

Sofia, 19. Dez. (Tel. Str. Bl.)

Nach russischen Zeitungsmeldungen fühlt sich Rußland gezwungen, wegen Mangels an weiteren Reservisten demnächst den Rekrutenjahrgang 1915 einzuberufen; dies zeigt, wie hoch die Verluste in den letzten Kämpfen gewesen sind. Das Rekruten-Kontingent betrug 1912 und 1913 etwa 455 000 Mann, 1914 585 000 Mann einschließlich der für die Grenz-wache und die Flotte bestimmten Mannschaften.

Neue österreichische Offensive in Serbien.

Budapest, 19. Dez. (Eig. Tel. Str. Bl.)

Wie die hiesigen Blätter melden, steht eine neue Offensive der österreichisch-ungarischen Truppen in Serbien bevor, nachdem die Neugruppierung der Streitkräfte so gut wie vollendet ist.

Vom Kreuzer „Nürnberg“.

München, 18. Dez. (Wolff-Tele.)

Vom Kreuzer „Nürnberg“ ist der Stadt Nürnberg vom Kommandanten, Kapitän z. S. von Schönberg, eine am 3. November in Valparaiso aufgegebenen Feldpostkarte zugegangen. Es heißt da:

„Melde in Eile, daß S. M. S. „Nürnberg“ am 1. November auf der Höhe von Coronel den englischen Panzerkreuzer „Manmouth“ zum Sinken gebracht hat. Das Wetter ist stürmisch, die Haltung der Besatzung vorzüglich. Wir hatten keinerlei Verluste.“

Der tapfere Kapitän v. Schönberg, der diese Großtat ausgeführt hat, ist mit seinem waderen Schiffe inzwischen ein Opfer der englisch-japanischen Uebermacht geworden. Aber sein Andenken wird in Ehren gehalten werden.

Nochmalige Aufforderung des Papstes zum Weihnachtswaffenstillstand.

Mailand, 19. Dez. (Eig. Tel. Ctr. Bln.)

Wie der „Corriere della Sera“ aus Rom meldet, hat der Papst seinen Versuch, zu Weihnachten einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten herbeizuführen, erneuert. Diesbezügliche Vorschläge des Vatikans sind Dienstag abgeschandt worden. Der Papst richtete an die Mächte das Ersuchen, während der Weihnachtsfeierlage eine 48stündige Waffenruhe eintreten zu lassen. Russischen Einwendungen gegen den kürzlich gleichfalls vom Vatikan gemachten Vorschlag wird durch das Zugeständnis begegnet, zum russischen Weihnachtsfest eine abermalige Waffenruhe eintreten zu lassen.

Dreifönigstag in Malmö.

In Malmö, der wohlbekannten freundlichen Stadt an der Südspitze Schwedens, trafen gestern die drei skandinavischen Könige ein, um mit ihren verantwortlichen Staatsmännern die durch den großen Krieg geschaffene Lage zu besprechen und über Maßnahmen zu beschließen, um die Interessen Skandinaviens zu sichern. Die drei Könige (von Schweden, von Norwegen und von Dänemark) trafen in bürgerlicher Kleidung ein und wurden von der Bevölkerung mit großer Herzlichkeit empfangen. Von 12 bis gegen 2 Uhr fand die erste Beratung statt. Die zweite von 3 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends. Abends fand im Rathaus ein großes Bankett statt, dem die Könige und die Minister beizuhatten. Vor dem Residenzschloß des Landeshauptmanns Grafen De la Gardia stellten sich die Studenten der hiesigen Universität Lund zu einer Huldigung auf. Etwa 500 Studenten mit 14 Fahnen bildeten den Zug. Als die Könige auf dem Balkon erschienen, brachten ihnen ein Sturm der Begeisterung entgegen. König Gustav stand in der Mitte, König Christian rechts und König Haakon links von ihm. Der Vorsitzende des Studentenkorps aus Lund hielt eine Ansprache, in der er betonte, daß die Zukunft ein glückliches historisches Ereignis während des Krieges bilde, der sich über Europa wölke. Er sagte, wir haben das Glück, den personifizierten Willen zum Vertrauen zwischen den Völkern des Nordens zu sehen. „Im Namen der akademischen Jugend verspreche ich, daß wir alles tun wollen, die Verbindung zwischen den Hochschulen des Nordens zu stärken unter Wahrnehmung der nationalen Eigenart eines jeden Landes. In unsere Huldigung schließen wir die innige Hoffnung, daß ewig Vertrauen zwischen den Völkern des Nordens herrschen möge.“ Die Rede schloß mit einem vierfachen Hurra des Nordens für die drei Könige. Nach dem Hurra wurde einstimmig der schwedische Nationalgesang gesungen. Der Vorsitzende des Studentenkorps von Lund und einige Vertreter der akademischen Lehrer wurden vom Könige in die Residenz befohlen. Darauf marschierten die Studenten unter Gefolge vor den Königen vorbei, die herzlich grüßten. Unter der Menschenmenge herrschte großer Jubel.

Ueber das Programm der Beratungen

Will die „Fr. Ztg.“ folgendes erfahren haben: Wenn es auch möglich ist, daß die Beratungen später auf ein exklusiv politisches Gebiet herüberzuziehen, so ist doch die Gemeinsamkeit auf handelspolitischem Gebiet als Ausgangspunkt der Verhandlungen anzusehen. Die Grundlagen des jetzt geplanten Übereinkommens sind in dem Vertrag von 1912 zu suchen, in dem die drei nordischen Königreiche sich bereits verpflichteten, einander die von jeder Regierung getroffenen Neutralitätsmaßnahmen mitzuteilen. Jetzt wünscht man auf Initiative des schwedischen Königs die Garantieerklärung der Regierungen über die neutrale Bestimmung der Schiffsfahrten auf eine breitere Grundlage zu setzen, derart, daß beispielsweise die dänische Regierung für die neutrale Bestimmung norwegischer oder schwedischer Fracht auf einem dänischen Schiff bürgen kann. Durch die Schaffung eines gemeinsamen skandinavischen Garantiezeichens, der die Waren aller drei Königreiche deckt, wird nicht nur der Handel für die neutralen Nordstaaten, sondern auch den kriegführenden die Untersuchung erleichtert.

Der Führer der liberalen Partei Schwedens, Exministerpräsident Staaf, sprach sich vorhin aus: Die Begegnung ist, abgesehen von nützlichen praktischen Übereinkommen, wozu sie führen kann, eine kräftige Demonstration für die Aufrechterhaltung der Neutralität und das Zusammenwirken der nordischen Staaten zu diesem Zweck. Durch das, was jetzt geschieht, haben alle Spekulationen dahin, daß Schweden gewonnen sei, die Neutralitätspolitik aufzugeben, einen Todesstoß bekommen. Gleichzeitig werden die Hoffnungen auf ein wohl begründetes und wohl berechnetes Zusammenwirken der nordischen Länder in einem besonders wichtigen Falle verwirklicht.

Berlin, 19. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Den letzten Anstoß zu der Malmöer Monarchenbegegnung hat, wie die „B. Z.“ erzählt, folgender Vorfall gegeben: Etwa vor zwei bis zweieinhalb Wochen haben die Dreiverband-Mächte das unverblümte Ansinnen an Norwegen und Schweden gestellt, den Hafen Narvik zur Einfuhr von Kriegskonterbande nach Rußland zu öffnen und alle Waffen und Munitionsendungen, die sonst auf keinem Wege mehr nach Rußland kommen können, auf der anschließenden Bahn nach Rußland gelangen zu lassen. Da die Bahn von Narvik aus 30 Km. über norwegisches Gebiet und von der norwegisch-schwedischen Grenze bis zur finnischen Grenze durch Schweden nach Lulea an der Nordwestküste des baltischen Meeresbogens läuft, so bedeutete dieser Antrag einen Verstoß gegen die Neutralität der beiden Staaten. Das Verlangen des Dreiverbandes wurde glatt abgelehnt.

Englische Opfer der Minen.

Kristiania, 19. Dez. (Eig. Tel. Ctr. Bln.)

Der norwegischen Kriegsversicherung ging heute ein Telegramm der englischen Admiralität zu, wonach gestern zwei britische Dampfer vor Scarborough durch Minen in die Luft gesprengt wurden. Die Admiralität warnt deshalb vor Benutzung der Küstenstraße von Scarborough Head bis Dunmouth.

Freiwilligenwerbung für England in Griechenland?

Konstantinopel, 18. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Die englische Regierung hat in Athen das Ersuchen gestellt, in Griechenland Freiwillige anwerben zu dürfen. Die

hellenische Regierung hat geantwortet, daß die griechischen Staatsangehörigen bis zum 45. Lebensjahre schon in Griechenland für den Militärdienst verpflichtet worden seien, sodaß nur Männer über 45 Jahre in Frage kommen könnten. Die englische Regierung hat darauf in Areta und Katalonia zwei Anwerbestellen für griechische Freiwillige geschaffen.

Portugal lehnt Englands Zumutungen ab.

Genf, 19. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Die Madrider Zeitung „El Liberal“ weiß zu melden, daß die portugiesische Regierung die Aufforderung Englands, die deutschen Handelschiffe in portugiesischen Häfen zu beschlagnahmen, endgültig abgelehnt habe. Die Mächte des Dreiverbandes sollen von diesem Entschluß der portugiesischen Regierung bereits am 12. Dezember benachrichtigt worden sein.

Zur Erleichterung des Loses der Gefangenen.

Genf, 19. Dez. (Eig. Tel. Ctr. Bln.)

Auf der Grundlage eines Vorschlages des Roten Kreuzes konnte zwischen Deutschland und Frankreich eine Vereinbarung getroffen werden, um unter der Kontrolle von nationalen Komitees und neutralen Delegierten Hilfsmittel aller Art an die Gefangenen beider Länder zu verteilen. Dem Vorschlag eines gegenseitigen Austausches der vollständig invaliden Gefangenen stehe man in Deutschland ebenfalls günstig gegenüber. Auch der mit der Wahrung der französischen Interessen beauftragte spanische Votschaffter in Berlin bringt dem Vorschlag großes Interesse entgegen, so daß auch diese Frage bald Erledigung finden dürfte.

Aus dem Westen.

Verluste der Feinde an der Yser.

Hamburg, 18. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Den „Hamb. Neuzeit. Nachr.“ wird von ihrem hiesigen Mitarbeiter in Brüssel gemeldet: Bis zum 1. Dezember verloren die Verbündeten an der Yser:

Belgier	60 000
Engländer	80 000
Franzosen	75 000

zusammen 215 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen.

Feindlicher Fliegerangriff auf Saarburg.

Saarburg (Lothr.), 18. Dez. (Nichtamt. Wolff-Tel.)

In der vergangenen Nacht gegen 12 Uhr überflogen zwei feindliche Flugzeuge die Stadt und warfen insgesamt zehn Bomben ab. Dabei wurden ein Mannenunteroffizier und ein Mann auf offener Straße getötet und ein Dienstmädchen so schwer verletzt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Der angerichtete Materialschaden ist ziemlich bedeutend. Auch in Heming warfen die Flieger zwei Bomben ab, ebenso auf die Bahnstation Nieding.

Unzufriedenheit mit der französischen Auslandspolitik.

Konstantinopel, 18. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Es mehren sich die Anzeichen, daß sich in Frankreich lebhaftere Unzufriedenheit mit der französischen Auslandspolitik regt. Der Pariser „Figaro“ ist zwei Tage nach einander der Beschlagnahme verfallen, und zwar deshalb, weil er Mitteilungen darüber gebracht hatte, daß in der kommenden Kammerführung die Radikalen das Ministerium über die auswärtige Politik in ausführlicher Weise zu interpellieren beabsichtigen. Wie das Blatt mitzuteilen wußte, sollen sich die Interpellationen auch mit der Disleistung Englands befassen.

Londoner Nationalgarde.

London, 18. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

In London hat sich eine Nationalgarde gebildet, die sich aus Männern von mindestens 45 Jahren zusammensetzt, die 1 Pfd. Sterling erhalten und sich Uniform und Gewehr selbst kaufen müssen. Wer dazu nicht imstande ist, erhält die Ausrüstung aus einem Fonds.

Das Todesurteil gegen Konsul Ahlers aufgehoben.

London, 19. Dez. (T.-U., Tel. Ctr. Bln.)

Der Appellationsgerichtshof erklärte das Todesurteil gegen den deutschen Konsul Ahlers, der deutschen Reservisten Geld zur Heimreise gegeben hatte, jedoch noch vor der Kriegserklärung, für nichtig. (Die französischen und englischen Gerichtshöfe, die durch offenbar politisch beeinflusste strenge Urteile gegen Deutsche die Grundsätze der Rechtspflege verhöhnt hatten, müßten nach den vielen Nichtigkeitsurteilen der letzten Zeit doch allmählich einsehen, daß sie die Ehre ihrer Länder befudeln haben. Schriftl.)

Der „Heilige Krieg“.

Genf, 19. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Das Pariserblatt „Aber“ erhält aus Beirut eine Meldung über Versuche der Engländer, den Emir Fakhilullah einzuschüchtern und von einem Angriff gegen die Russen und Engländer abzuhalten. England fordert die Entfernung und Auslieferung aller türkischen Offiziere und Reisenden, ferner die Entfernung der deutschen und amerikanischen Werkmeister in den Fabriken. Das Blatt meldet, daß in allen großen Städten die Mohammedaner und Hindus aufständisch geworden sind.

Unter den Indiern greift die Wörung immer weiter um sich. In Radshypatana wurden englische Beamte

angegriffen und mehrere von ihnen getötet. Überall in Indien mehrt sich der Haß gegen die Engländer.

Der Rhedive von Aegypten in Wien.

Wien, 18. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Der Rhedive von Aegypten, Abbas Hilmi Pascha, ist nach der „Fr. Ztg.“, gestern abend mit zwei Söhnen und Gefolge aus Konstantinopel im krenghen Infognito hier eingetroffen. Er wohnt in einem Hotel.

Der Sultan von Aegypten.

London, 19. Dez. (T.-U., Tel. Ctr. Bln.)

Nach amtlichen Mitteilungen der ägyptischen Presse hat Hussein Pascha dem Drängen Englands nachgegeben und den Titel eines „Sultans von Aegypten“ angenommen.

Neuer englischer Landungsversuch bei Ataba.

Konstantinopel, 18. Dez. (Wolff-Tel.)

Ein Bericht aus dem Hauptquartier besagt, daß ein englischer Kreuzer, der seit einigen Tagen vor Ataba kreuzte, dort Truppen gelandet hat, die jedoch von unseren Truppen gezwungen wurden, sich wieder einzuschiffen.

Der türkische Generaladjutant des Kaisers.

Konstantinopel, 19. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Der zum Generaladjutanten des deutschen Kaisers ernannte Jekki Pascha wird im Laufe der nächsten Woche nach Berlin abreisen.

Eine Weihnachts-Zeitung für unsere Truppen.

In einer Auflage von 150 000 Exemplaren hat das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ im Verein mit der Liebesgaben-Abteilung des Roten Kreuzes in Württemberg allen im Felde stehenden württembergischen Truppen eine Weihnachtsausgabe: „Weihnachten in Wehr und Waffen“ zugeandt. In geschmackvoller, weihnachtlicher Umrahmung finden wir in dem Blatt, das sich auch durch schönen Druck besonders auszeichnet, eine Reihe gediegener Artikel von den württembergischen wohlbekannten Persönlichkeiten. Alle sind erfrischend und stehen in zuverlässiger Beziehung zum Weihnachtsfest, zu Krieg und Heimat. Eine besondere Zierde des Blattes bilden Weihnachtsgrüße des württembergischen Königspaares, des Grafen Zeppelin, des Ministerpräsidenten Weizsäcker und anderer führender Persönlichkeiten Württembergs. Die ganz persönlichen herzlichen Wünsche des Königspaares für unsere Truppen sind, so wie sie niedergeschrieben wurden, photographisch wiedergegeben und legen Zeugnis ab für das herrliche Verhältnis zwischen Thron und Land.

Das Weihnachtsschiff aus Amerika.

Berlin, 18. Dez. (Tel. Ctr. Bln.)

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt unter der Ueberschrift „Das Weihnachtsschiff aus Amerika“: In menschlich schöner Weise geben weitere Kreise der Bevölkerung Nordamerikas ihrer Teilnahme an den ersten Zeiten Ausdruck, die Europa durchlebt. Auf Anregung des Herausgebers des „Chicago Herald“, dem sich andere große amerikanische Blätter angeschlossen, ist unter den amerikanischen Kindern eine Sammlung veranstaltet worden, deren Leitung eine 18 Millionen Kinder umfassende Schulvereinigung übernahm. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und hatte in kurzer Zeit einen überraschenden Erfolg. In überaus großer Zahl gingen die Gaben ein, die als Weihnachtsgeschenke für Kinder Verwendung finden sollen. Am 14. November trat John Gollan O'Laughlin, der sich an die Spitze des großartigen Unternehmens gestellt hatte, an Bord des Transportdampfers der amerikanischen Marine „Jason“ die Reise nach Europa an. Nachdem die für England und Frankreich bestimmten Geschenke gelandet waren, begab sich der „Jason“ nach Genua, von wo die Gaben für Deutschland und Oesterreich-Ungarn weiterbefördert wurden. In Genua wurde Herr O'Laughlin von Vertretern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns begrüßt. Ueber Wien und München traf er heute in Berlin ein. Er wird mit seinen Begleitern am Nachmittag im Rathaus durch den Berliner Magistrat feierlich empfangen werden. — Wir heißen die amerikanischen Herren als Freundschaftsbotschafter in der Reichshauptstadt herzlich willkommen. Frei von jedem politischen Beigeschmack, ist die Kundgebung eine Auehrung reiner Menschenliebe, deren Wert das deutsche Volk auch in harten Kriegszuständen hoch zu schätzen weiß. Die unsere Nation erfüllende feste Entschlußkraft, den uns aufzuzwingenden Kampf bis zu einem die Zukunft Deutschlands verbürgenden Frieden durchzuführen, hat den Haß des Weihnachtstages in der Volksseele nicht auslöschen können, wenn auch die Freude naturgemäß gedämpft sein wird. Deshalb sind wir für die der amerikanischen Kundgebung zu Grunde liegende Absicht, menschlichem Mitlempfinden Ausdruck zu verleihen und deutschen Kindern eine Freude zu bereiten, in diesen Tagen besonders empfänglich. Wir sprechen den unter uns weilenden Abgesandten Amerikas und allen Förderern des Werkes jenseits des Ozeans und nicht zuletzt den unzähligen amerikanischen Kindern, die sich an dem Zustandekommen der schönen Veranstaltung beteiligt haben, innigen Dank aus.

Verschiedenes.

Karlsruhe, 18. Dez. (Nichtamt. Wolff-Tel.) In dankbarer Würdigung der kühnen und erfolgreichen Taten, welche der kleine Kreuzer „Karlsruhe“ zum Ruhme des deutschen Vaterlandes auf dem fernen Weltmeer vollbracht hat, und zur Ehrung seiner tapferen Besatzung beschloß der Stadtrat unter Vorbehalt der Zustimmung des Bürgerausschusses gestern, dem Kommandanten Fregattenkapitän Köhler das Ehrenbürgerrecht der Stadt zu verleihen.

Chemnitz, 18. Dez. Die Stadt Chemnitz bewilligte 25 000 Mark als Hindenburg-Spende für das Heer.

Kurze politische Nachrichten.

Der Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung

hielt unter dem Vorsitz des Prinzen Heinrich zu Schönau-Carolath im Reichstagsgebäude zu Berlin eine Sitzung ab. In der Sitzung wurde über die Kriegsarbeit der Gesellschaft eingehend Bericht erstattet. Die Gesellschaft hat sich an der Versorgung der Lazarette und der Elappen- und Truppenlager mit Bäckereien und Zeilchristen, sowie an ihre eigenen Mittel und die ihr zur Verfügung gestellten Bäckergaben und Vorräte gestatteten, beteiligt. Bis

Ehren-Tafel

Unteroffizier H. Schneider, Sohn des Musikers H. Schneider aus Bredenheim, im 68. Feldartillerie-Regt., 6. Batterie, erhielt für Tapferkeit vor dem Feinde das Eisene Kreuz.

Herr Adolf Brand (Wiesbaden, Kronstr. 13) ist mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Offizier-Stellvertreter befördert worden.

Das Eisene Kreuz erster Klasse wurde Vizefeldwebel Garz vom 4. Pionier-Bataillon Magdeburg verliehen. Garz, der dem Magdeburger Fußball-Meisterschafts-Klub „Kicker-Viktoria“ angehört, war es mit 5 Pionieren bei einem Patrouillengang gelungen, 2 französische Offiziere und 48 Mann gefangen zu nehmen. Die Pioniere waren mit Handgranaten ausgerüstet und trieben die Franzosen in Tancourt bei Soligny in einer Schlacht, wo sie zur Uebergabe gezwungen wurden. Die anderen fünf Deutschen wurden mit dem Eisernen Kreuz der zweiten Klasse ausgezeichnet. — Ferner erhielt den Tapferkeitsorden Unteroffizier Klein vom Verein für Bewegungsspiele in Marburg unter gleichzeitiger Beförderung zum Vizefeldwebel.

Anfang Dezember wurden 43 990 Bücher und 41 080 Bände und Hefte von Zeitschriften zu gut ausgewählten Bäckereien zusammengepackt, verpackt. Eine große Zahl von Büchern wurde aber auch an kleinere Truppenteile abgegeben und einzelnen Kriegerern zur Weitergabe an ihre Kameraden überlassen. Die Veranlassung von vaterländischen Vortragsabenden ist von der Gesellschaft in allen Teilen des Reiches angelegt worden und wird durch Ausendung von Vortragsbüchern und Lieferung von Lichtbildserien und Vorträgen, die die Kriegsergebnisse behandeln, fortgesetzt unterstützt. In Berlin hat die Gesellschaft eine große Anzahl solcher Vortragsabende veranstaltet. Es wurde beschlossen, diese Arbeit in größerem Umfang fortzusetzen.

Ausschub der Verjährungsfrist.

Die Elberfelder Handelskammer sprach sich für den Erlass eines Gesetzes aus, wodurch die Verjährungsfrist aller Forderungen, die am 31. Dezember 1914 der Verjährung unterliegen, um ein Jahr verlängert werden soll.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 19. Dezember.

Die Verlängerung der Polizeistunde in der Silvesternacht.

Die Polizeistunde in der Silvesternacht ist, wie die Polizeidirektion bekannt gibt, für die Stadt Wiesbaden bis 1 Uhr verlängert.

Weihnachtswünsche — Weihnachtsvorfrende.

Weihnachten steht vor der Tür! Jetzt ist die Zeit der Wünsche und Erwartungen. Es ist sonderbar, daß vom Weihnachtsfest wohl ein jeder etwas erwartet, ein jeder Wünsche bereitet hat, mag er nun auf den Höhen des Lebens wandeln oder in elender Hütte sein kümmerliches Dasein fristen. Und dem Wunsch folgt die Erwartung, die Vorfrende, das schönste Glück dieser Welt. Sie kennt keine Sorge, ist sorgenlos und die Phantasie trägt sie hinauf zu irdischen Höhen, die kein Erdenkinder erreicht. Erst mit der Erfüllung kehrt die begrenzte Wirklichkeit zurück, die oft hart und erbarmungslos genug ist. Aber nicht nur dem Menschen kommt die Enttäuschung, sondern auch dem Krösus, der sich zu allen Zeiten Alles gewähren kann.

Es ist nur zu begreiflich, wenn sich jetzt in den Herzen die Begehrlichkeit regt. Wer die Ausstellungen in den Schaufenstern, die Herrlichkeit selbst mit eigenem Auge sieht, der muß ja begehrt werden. So herrscht auch in diesen letzten Tagen vor Weihnachten in den Geschäftstrassen unserer Stadt ein reges Leben. Nur wenige sind's, die nicht stehen bleiben und sich Minuten lang nicht dem freudigen Begehren hingeben. Große und kleine, alle sind gebannt von der Herrlichkeit. Und in der Minute erfährt der Wunsch mehr, als die Hand jemals zu erwerben vermöchte. Tausend heiße Wünsche steigen auf, obwohl ein jeder weiß, daß er von den vielen nur wenig besitzen kann. Man hofft auf eine Welt von Schätzen und überhört dabei die Stimme der Vernunft.

Wir hoffen und harren, bis die Enttäuschung kommt. Darum glücklich der, der alle vergänglichen Erdenische so unbefangen wie ein Kind sieht, das alles besitzen möchte, aber doch mit dem winzigen Geistesfriede zufrieden wäre. Wohl dem, der nicht jedes Ding so beurteilt: Ist es mir nützlich? Ist es zweckmäßig? Der so denkt, der hat seinen Idealismus aus der Nüchternheit des Lebens gerettet. Der kann noch träumen, ohne zu fragen: Was nützt mir der Traum? Ihn trifft die Enttäuschung auch nicht so schwer. Denn sie kommt sicher und versichert auch den Verwöhnten nicht. Es ist aber gut so. Denn die Enttäuschung läßt neue Hoffnungen, neue Wünsche entstehen. Wer vom Glück gesättigt über die Erde wandelt, wenn das Gesicht nie einen Wunsch verlagert hat, der ist unglücklicher fast als der andere, den jede Hoffnung tragt.

Keine Verschwendung an Weizenmehl! Wie oft wurde schon darauf aufmerksam gemacht, daß wir in dieser schweren Kriegszeit sehr haushälterisch mit unserm Weizenmehl umgehen sollen. Wir bekommen das Weizenmehl zum größten Teile von dem Auslande, und da uns jetzt so manche Quellen verstopft sind, so ist der Vorrat bald aufgebraucht, wenn nicht sofort damit verfahren wird. Es ist ja auch bereits behördlicherseits angeordnet worden, daß Roggenmehl mit in das Weißbrot verbacken werden soll, um so den unumgänglichen Verbrauch von Weizenmehl einzuschränken. Wie steht es aber mit den übrigen Backwaren? Geht nicht da nicht noch viel zu viel des Guten? Viel Torten und Kuchen, und allerhand Kleingebäck sieht man in den Bäckereien ausgelegt. Und nicht nur gerade jetzt zur Weihnachtszeit. Das ist schon lange so. Ist wirklich das Bedürfnis nach diesen „Leckereien“ so stark vorhanden, während draußen unsere Krieger oft froh sein müssen, wenn sie manchmal mit ihrem Stück trockenen Kommissbrot den Hunger stillen können? Muß tagtäglich soviel Backwerk verzehrt werden, das sich nur aus Weizenmehl herstellen läßt? Der Mahnruf ist dringend berechtigt, daß man sich auch hier einschränken muß. Die Brotpreise sind jetzt schon enthalten im Steigen begriffen, ein Zeichen, daß die Weizenbeschaffung mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Soll sie noch mehr erschwert werden infolge einer überangebrachten Verschwendung? Man komme zur rechten Zeit zur Einsicht, ehe die Behörde sich veranlaßt sieht, mit gesetzlichen Mitteln die Verschwendung zu spielen.

Das Handwerksamt Wiesbaden erteilte, wie aus dem Geschäftsbericht hervorgeht, vom 15. Oktober 1911 ab bis Ende September 1913 an Auskünfte über Rechtsangelegenheiten und ähnliche Sachen insgesamt 801 an 565 Personen, und zwar verteilten sich die Auskünfte über das bürgerliche Recht auf 232 Fälle, auf die Zivilprozeßordnung 82, auf die Gewerbeordnung 138, die Reichsversicherungsordnung, das Genossenschaftsgesetz 102, die Konkursordnung 24, und auf die Gesetze verschiedener Art 72 Fälle. Kreditauskünfte wurden während der Berichtszeit 223 gewährt. Ferner wurden 1606 Sachen zur Einziehung überwiesen, von diesen wurden durch Mahnung 882, durch Zahlungsbefehl 172 und durch gerichtliches Klageverfahren 337 erledigt, während 215 unerledigt blieben.

Wiesbadener Casino-Gesellschaft. Die am 18. cr. stattgefundene 99. Generalversammlung wurde durch eine Ansprache des Direktors der Gesellschaft, Major z. D. Rintelen, eröffnet, in welchem er dem Wunsche Ausdruck gab, daß im Dezember 1915, in welcher Zeit die Gesellschaft auf ein 100jähriges Bestehen zurückblicken könne, wieder Frieden walten möge und dann Gelegenheit sei, das Jubiläum festlich zu begehen. Er trug hierauf die Geschäfts- und Finanzlage der Gesellschaft vor, welche einen durchaus günstigen Stand ergab. Dem Vorhange wurde Entlastung erteilt. Der Vorsitzende gedachte sodann der im letzten Jahre gestorbenen Mitglieder, zu deren Ehrung sich die Anwesenden erhoben. Hierauf folgte die Ergänzung, sowie die Wahl des Vorstandes. Gewählt wurden: Vizepräsident: Geheimrat Regierungsrat Caspar, Haus-Kommissar: Amtsgerichtsrat Dr. Hartmann, Richter: Ingenieur Verneburg, Sekretär: Dr. med. Vanger. Zum Schluss gedachte der Vorsitzende unseres im Felde stehenden Heeres und schloß mit einem Hoch auf S. M. den Kaiser, auf die tapferen Truppen und auf das deutsche Vaterland.

Konzert in der Wartburg. Das Konzert des erblindeten Pianisten Hartung hatte gestern die Räume der Wartburg in selten herrlicher Weise gefüllt. Da ein Teil der Einnahme dem Roten Kreuz zufließen soll, so dürfte also auch nach dieser Richtung der Erfolg des Abends ein sehr befriedigender sein. Zur Mitwirkung waren herangezogen: Fräulein Deu de Perthes, deren gesangliche Darbietungen recht freundlichen Beifall fanden und Fräulein Friebe aus Frankfurt, die durch den Vortrag einer Anzahl neuer und heiterer Dichtungen erfreute. Den instrumentalen Teil des Abends bestrich neben dem Konzertgeber selbst Herr E. Löhner; auch ihnen fehlte es nicht an dankbarer Anerkennung. Die Begleitung ruhte in den Händen des Fräulein Schneider, die sich ihrer Aufgabe mit bester Gewandtheit und wohlklingender Sicherheit entledigte.

Für Militärärzte. Die neueste Ausgabe der „Anstellungs-Nachrichten“, der amtlichen Mitteilungen für Versorgungsberechtigte Militärpersonen, liegt wieder in unserer Zweiggeschäftsstelle in der Mauritiusstraße 12 zur unentgeltlichen Einsichtnahme aus.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Kurhaus. Für Sonntag abend 8 Uhr ist ein Symphoniekonzert unter Leitung des hiesigen Musikdirektors Herrn Carl Schuricht im Kurhaus angelegt.

Königliche Schauspiele. Im Kgl. Theater gelangt heute, Samstag, als Volksvorstellung bei Volkspreisen Humperdinds Märchenoper „Hänsel und Gretel“ in der bekannten Fassung zur Wiederholung. Nach der Oper findet eine Aufführung der von der Ballettmeisterin Frau Kochanowska einstudierten Märchenpantomime „Der verzauberte Prinz“ mit der Musik des hiesigen Komponisten Herrn Otto Höfer statt. — Morgen, Sonntag, geht im Abonnement C das seit langen Jahren nicht mehr gegebene Schauspiel „Preziosa“ von Pius Alexander Wolf mit der Musik von Carl Maria von Weber in Szene. In den Hauptrollen sind die Damen Reimers (Preziosa), Doppelbauer, Ripoli, Schröder-Kaminska und die Herren Albert, Andriano, Ehren, Herrmann, Lehmann, Rodius, Schneeweiß und Jollin beschäftigt. Dirigent: Herr Prof. Schlar. Regie: Herr Oberregisseur Mebus. Die zur Handlung gehörenden Tänze sind von der Ballettmeisterin Frau Kochanowska einstudiert worden. Anfang 7 Uhr.

Die Direktion der Wiesbadener Lichtspieltheater, Taunusstr. 1 und Rheinstr. 47, bringen von heute ab ein reizendes Programm zur Schau; hervorzuheben ist besonders die Kriegs-Allegorie „Michels Weihnacht 1914“, eine Fortsetzung des mit so viel Beifall aufgenommenen Bildes „Michels eiserne Faust“. Ferner noch „Waldemar Pflander“, der bestbelebte norddeutsche Künstler, in dem Film „Ein goldenes Herz“. Näheres Anzeige. Für Weihnachten wird ein Meilen-Programm zur Schau kommen.

Theater und Konzerte.

Wohltätigkeits-Konzert im Kurhaus. Wiesbaden, 19. Dez. Die lobliche Absicht des vereinigten Hoftheater- und Kurorchesters, durch eine im großen Stil gehaltene musikalische Veranstaltung der „Städtischen Fürsorge“ und dem Verein Wiesbadener Musiker einen namhaften Betrag zuzuführen, ist infolge der augenblicklich überaus großen Inanspruchnahme des Publikums nur zu einem sehr bescheidenen Teil erfüllt worden. Trotz des außergewöhnlich starken künstlerischen Aufgebots — das Orchester war auf ungefähr 100 Mann verstärkt worden — zeigte der große Saal des Kurhauses gestern solch auffallende Lücken, wie kaum je zuvor; ein Umstand, der um so mehr zu bedauern ist, als gerade die dem obengenannten Verein angehörnden „Privat-Musiker“ sich gegenwärtig fast ausnahmslos in einer sehr bedrängten Lage befinden. Als Einleitung diente ein „Vorpruch“ von Walter Bloem, der bereits vor Kurzem in Berlin bei einer ähnlichen Veranstaltung großen Beifall gefunden und sich auch hier als ungemein wirksam erwies. Fräulein Frieda Eichelsheim, welche die Rezitation der Dichtung übernommen hatte, verstand es, durch Wärme und Schwung des Vortrags die Zuhörerschaft sofort in eine gehobene, patriotische Stimmung zu versetzen und somit den Boden für die weiteren Darbietungen des Abends in denkbar günstiger Weise vorzubereiten. — Den anschließenden Grundton weiter festzuhalten, war R. Weingartners allernächstem Werk, der bis jetzt nur in Wien und Darmstadt zur Aufführung gelangten Ouvertüre: „Aus erster Zeit“ vorbehalten. Ein dreitaktiges, langschüssiges, effektvolles Stück, in seinem Aufbau an Tichowomskys „1812“ erinnernd, das durch das Einwirken der Marschmusik, sowie der deutschen, österreichischen und russischen Nationalhymnen augenblicklich natürlich eine besondere Anziehungskraft erhält. Außerordentlich ist die Marschmusik mit dem dazwischen erklingenden Hohnschrei behandelt; etwas weniger wirkt die abschließende verzerrte russische Hymne. Den Höhepunkt des Ganzen bildet der Schluß, der sich als eine recht geschickte Kontrapunktische Verbindung des „Heil dir im Siegerkranz“ mit „Gott erhalte Franz den Kaiser“ darstellt und dem Werk einen höchsten dankbaren, machtvoll wirkenden Abschluß

verleiht. Herr Musikdirektor Schuricht bereitere der Novität eine äußerst schwingvolle, von heiligem Feuer durchglühte Wiedergabe und durfte — ebenso wie die vereinigten Kapellen — für seine treffliche Leitung den lebhaften Dank der begeisterten Zuhörerschaft entgegennehmen. Gleich großen Erfolg erzielten die beiden anderen Orchesternummern: „Emoll-Symphonie“ von Brahms und „Kaisermarsch“ von Wagner, zwei altbewährte Repertoirenummern unserer Kurkapelle, die natürlich in der gestrigen außerordentlich starken Orchesterbesetzung — 20 erste, 18 zweite Violinen, 12 Bratschen, 10 Celli, 10 Fagotti, doppelte Bläser usw. — auch einen ganz außerordentlich mächtigen Eindruck hinterließen. — Eine recht dankbar empfundene Abwechslung zwischen den großen Orchesternummern bildeten die Gesangsvorträge des Herrn Adolf Müller aus Frankfurt, der mit der vornehmen Wiedergabe einer Arie aus „Tosca“ und zweier Gesänge von Liszt und Schubert seinen alten Ruf als vortrefflicher Konzertsänger aufs Neue bewährte und stürmisch zu einer Zugabe genötigt wurde.

Aus den Vororten.

Sonnenberg.

Wohltätigkeitskonzert. Am 2. Weihnachtsfeiertag hält der unter der Direktion des Musikdirektors Specht aus Frankfurt stehende hiesige Männergesangs-Verein „Concordia“ hier im „Kaiserhof“ ein Wohltätigkeitskonzert ab. Für Mitwirkung hat der Verein gewonnen: Fräulein Melitta Heim, koloraturfängerin der Frankfurter Oper, Fräulein Specht, Klaviervirtuosin, sowie Herrn Direktor C. Specht, Bariton. Der Reinertrag, welcher für die im Felde stehenden Sonnenberger Einwohner und deren Angehörigen bestimmt ist, wird der Gemeindefasse für diesen Zweck überwiesen.

Vermischtes.

Frauenmord in Hamburg.

Hamburg, 19. Dezember.

Gestern früh wurde eine Witwe Krüger in ihrer Wohnung mit durchschnittenen Adern aufgefunden. Der Mörder, der Bräutigam eines bei der Witwe wohnenden Mädchens, Johannes Schiffer, ist flüchtig. Der Beweggrund zu dem Verbrechen ist noch unbekannt. — Eine zweite Depesche aus Hamburg lautet: Der Mörder der Witwe Krüger wurde auf dem hiesigen Hauptbahnhof kurz vor der Abfahrt verhaftet.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Deutscher Export nach Amerika.

Berlin, 19. Dez. (Tel. Str. Bln.)

Der Berliner Handelskammer sind vertrauliche Mitteilungen zugegangen über die Abnahmefähigkeit für Waren nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Interessanten erfahren Näheres im Verkehrsbureau der Handelskammer, Universitätsstr. 3b.

Marktberichte.

Frankfurt, 18. Dez. In der Weihnachtswoche findet der Hauptfleischmarkt und 2. Rindermarkt Mittwoch, den 23. Dezember, statt. Der Markt am 24. Dezember fällt aus.

Wetterbericht.

Von der Wetterdienststelle Weilburg.



Höchste Temperatur nach C.: +5 niedrigste Temperatur +1 Barometer: gestern 767.0 mm. heute 755.5 mm.

Voraussichtliche Witterung für 20. Dezember:

Veränderliche Bewölkung, doch meist trübe, Niederschläge bei milden, aber zeitweise aufsteigenden, vorwiegend westlichen Winden.

Niederschlagshöhe seit gestern:

Weilburg	1	Erlangen	2
Heidelberg	1	Wienhausen	1
Neustadt	2	Schwarzenborn	2
Marburg	2	Kassel	1

Wasserstand: Rheinpegel Taub: gestern 2.89 heute 2.83, Lahnpegel: gestern 2.40, heute 2.30.

20. Dezember	Sonnenaufgang 8.10	Mondaufgang 10.53
	Sonnenuntergang 3.44	Monduntergang 7.47

Schriftleitung: Bernhard Grothaus. Verantwortlich für deutsche und ausländische Politik: B. Grothaus; für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltungs- und volkswirtschaftlichen Teil: H. G. Eidenberger; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: C. Diegel; für die Anzeigen: W. Schubert; sämtlich in Wiesbaden. Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Leitung: G. Niedner) in Wiesbaden.

Geschäftliche Mitteilungen.

Sendet Weihnachts-Karten ins Feld! Dafür ist jeder Krieger, der seinen Angehörigen oder Bekannten zu Weihnachten und Neujahr ein Lebenszeichen geben möchte, außerordentlich dankbar. Die bekannte Kunstanstalt Carl Kühnle in Freilassing (Bayern) hat nach Entwürfen mehrerer Münchener Künstler 30 verschiedene Kriegssparten erscheinen lassen, wie „Weihnacht im Schützengraben“, „Des Kriegers Neujahr“ u. v. a., die von der genannten Kunstanstalt gegen Einsendung von 1 Mk. 20 Pf. (für sämtliche 30 Karten) umgehend bezogen werden können. Auf Wunsch werden auch nur 20 Karten für 90 Pf. oder 10 Karten für 50 Pf. abgegeben.

Künstlerkonzert

Wiesbaden, den 10. Dezember 1914.
Der Polizeipräsident: von Bönck



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 12.

Wiesbaden, den 20. Dezember 1914.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Weihnachten 1914“, von Walter Nithard-Stahn. — „Felder“, von Karl Nüttger. — „Zwischen Weihnachten und Neujahr 1870“, von F. O. Pflügel. — „Bilder die Verwelschung der deutschen Kunst“, Aeußerungen von Hans Thoma und Adolf Oberländer. — „Wilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Zuflucht Ede“.

Zum Geleite:

Es breitet ein geheimnisvolles Ungeheures seine weiten Kräfte unterirdisch aus. Es ist, als ob im Innern Tore sich öffnen; und wer sein Ohr an die Felsen legt, hört ein fernes Rauschen, als wollten die Quellen sich wieder ergießen und die Schleusen sich wieder heben. Als wollte wieder Geist und Gott wie Wasser strömen über alles Trockene und alles Durstige erquickten.
Artur Bonus.

Weihnachten 1914.

Von Walter Nithard-Stahn.

Ein historisches Weihnachten ist dieses und wird es bleiben bis an das Ende deutscher Geschichte. Nie haben wir dergleichen erlebt, noch die Welt überhaupt. Annähernd vergleichbar ist das von 1813. Aber damals war die entscheidende Völkerschlacht bereits geschlagen, und schon in der Neujahrsnacht zog Blücher über den Rhein, dem besiegten Napoleon auf den Fersen. Und 1870 feierten unsere Truppen den Heiligen Abend vor den Wällen von Paris, dessen Fall schon besiegelt war. Diesmal, wenn die Weihnachtsglocken läuten, stehen wir mitten in einem unerhörten Völkerringen, das noch unabsehbar vor uns liegt. Noch immer hoffen unsere übermächtigen Feinde, uns zu vernichten. Die ungeheure Spannung, die seit fünf Monaten über dem Erdball liegt, ist noch längst nicht gelöst.

Da taucht aus dem düster unwölkten Himmel der Engelreigen hervor, wie ein Chor holder Kinderstimmen klingt das alte Lied, und das Knäblein in der Krippe streckt lächelnd seine Hände aus der lichtdurchflimmerten Krippe. Fast alle Völker, die da auf Tod und Leben kämpfen, vernehmen die wonnereiche Botschaft, sind in der Verehrung des Kindes von Bethlehem erzogen. Aber wir dürfen sagen: keinem Volke der Erde ist dieses Fest so tief ins Gemüt gedrungen, keines feiert es mit solcher Inbrunst heimlicher Freude wie wir Deutsche. Und diesmal?

Viele Häuser werden dunkel und still bleiben; denn der, der voriges Jahr mit sorglicher Hand seinen Kindern den Christbaum schmückte, ruht fern in feindlicher Erde; und der junge Sohn, der damals sein Mütterchen dankbar fröhlich umarmte, ist heute ein Schatten der Erinnerung. Und auch wo der Flor der Trauer nicht die Familienfeier ausschließt — wie manche, denen der Krieg die Grundlagen ihres Daseins zerstörte, müssen sich alles Festschmuckes enthalten.

Aber selbst da, wo keinerlei Verluste zu beklagen sind — wer, der sein Vaterland liebt, der mitfühlend diese Zeit voll Blut und Tränen durchlebt, wäre in der Stimmung, sich und anderen „fröhliche Weihnacht“ zu wünschen?

So sollte man denken, — wenn dieses Fest in nichts anderem bestünde als in dem Glitterbehang des Tannenbaumes, der freilich für Unzählige das wahre Sinnbild ihrer Weihnachtsfeier war. Ich sage: „war“, denn es wird eine der großen Wirkungen dieser großen Zeit sein, daß sie uns die bunte Oberfläche des Festes abstreift und zum Erfassen seines tiefsten Gehaltes nötigt. So sehnsüchtig wie dies Jahr hat unser Volk wohl noch niemals nach dem Wundersterne ausgeschaut, der am nächtlichen Himmel dieses Winters aufgehen soll. So herzergründend hat ihm das „Friede auf Erden“ noch nie geklungen, wie es nun klingen wird. In der Tat, es wird ein Weihnachten ohnegleichen sein!

Ist nicht Alldeutschland jetzt eine große Familie? Millionen Hände sind tätig gewesen, Festgaben zu bereiten und zu versenden. Nicht überflüssige Luxusgeschenke werden es diesmal sein. Alles, was „zur Lebensnahrung und -notdurft“ gehört, steht im Vordergrund. Die primitivsten Bedürfnisse des Lebens, wie sie das Kriegerleben erzeugt, müssen befriedigt werden. Und das meiste davon ist nicht bequem zusammengelaufen, sondern mit eigener Hand von reich und arm gearbeitet. Berge von Paketen, Wagenzüge voll wandern nach West und Ost und an die bewachte Küste. Und das Beste dabei: nicht nur schickt die Mutter dem Sohn, die Gattin dem Gatten — ohne Wahl und Unterschied wandern die Gaben der Liebe aus unbekannten Händen den Kämpfern draußen zu. Denn sie sind alle unsere Brüder! Für uns stehen sie auf der Wacht, für uns leiden und sterben sie! Wie ein warmer Atem einer großen

völkischen Bruderschaft weht es durch die Winternacht: Deutsche grüßen Deutsche und drücken ihnen dankbar freudig die Hand!

Noch mehr als das. An diesem Heilig-Abend ist zwar immer gebetet worden zu der Macht der Liebe, die sich in dem Kinde der Weihnacht offenbart. Aber wie oft überließ man es den Kindern, in frommem Lied und Spruch das auszusagen. Wie oft waren die reifen Menschen nur Zuschauer und Zuhörer des Kinderallens, da ihre Seele die Schwingkraft verloren hatte, „nach jenen Sphären zu streben, woher die holde Nachricht tönt“. Diesmal — man darf es ohne Beweis behaupten — werden sich unzählige Hände wieder einmal falten und unzählige Herzen den langentwöhnten Weg zu dem großen Unsichtbaren einschlagen, der die Geschichte der Völker lenkt und jedes Einzelleben leitet und trägt. Ja, eine Weihe wird auf dieser Nacht liegen, wie sie keiner von uns Lebenden jemals empfunden! Und glauben wird man wieder lernen, glauben an eine heilige Liebesmacht, weil man sie selbst erlebte. Wo so viel blutende Opfer der Vaterlandsliebe gefallen sind, wo täglich der Beweis geliefert wird, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, daß Liebe stärker ist als der Tod — da sollte man nicht an eine Welt glauben, die hier ist als alle Vernunft, erhaben über die rohe Anziehungskraft der Materie?

Freilich, das ist das andere Merkmal dieser Zeit: Liebe und Bruderinn enden, so lange der Krieg tobt, für die meisten Volksgenossen an den Grenzen ihres Landes und des mit uns verbündeten. Den Neutralen widmet man kühle Achtung, zu den Feinden aber — besonders dem einen, den man keinem Deutschen zu nennen braucht — und von ihnen zu uns flutet ein Strom des Hasses und der Verachtung, der es unmöglich macht, ein gemeinsames Weihnachten zu begehen, wie es doch der Sinn dieses heiligen Menschheitsfestes wäre.

Und doch, so stark ist die Liebesmacht, die von ihm ausstrahlt, daß auch in den Lazaretten und Gefangenenerlagern ein Strahl davon leuchtet. Was dort an wehrlosen und kranken Feinden geschieht an menschlicher Fürsorge und wundenheilender Tat: es beweist aufs deutlichste, daß sich niemand, der je dem Kinde in der Krippe gehuldigt hat, sich seinem Geiste völlig entziehen kann.

Allerdings, noch niemals in der Weltgeschichte ist uns Kulturmenschen auch so klar geworden, wie wenig der sogenannte Fortschritt, die Höherentwicklung der Menschheit einen sittlichen Wert hat, solange sie nur Geistesbildung, Mehrung der Weltkenntnis bedeutet. Das Wort des großen Kant, daß nichts in der Welt wahrhaft gut genannt werden darf, als allein ein guter Wille, ist wieder einmal offenbar. Möchte uns Deutschen und allen übrigen Völkern hüben und drüben der Engelgesang der Weihnacht mahnend erklingen, als die einzig denkbare Lösung der Weltprobleme, die dieser Weltkrieg uns aufgibt: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!“



Die Felder.

Von Karl Röttger.

Verspült, verrauscht des Lärmens Wogen,
Die Feuer und die fürchterlichen
Donner; wie wilder Spuk entwichen;
Und wieder spannt sich hoch der Bogen

Der Sternennacht. . . Wie sind nun leise,
So friedensleise Straßen, Felder —
Wie schlafverdunkelt stehn die Wälder;
Und ferne Lichter stehn im Kreise . . .

Nun können die Felder sich wieder besinnen,
Die so viel Blut und Lärm getrunken,
Und können wieder neu beginnen,
Was tief in die Erde war eingesunken:

Das stille Singen der Einsamkeiten,
Das stille Singen der Glächen im Traum
Sie schauen wieder die runden Weiten,
Den unermesslichen Himmelstraum . . .

Aber sie wissen: es blieb in ihnen
Ein Ungeheures eingegraben . . .
Künftige Frühlinge, sonnebeschieden,
Werden ein dunkleres Leuchten haben.



Zwischen Weihnachten und Neujahr 1870.

Aus dem prächtigen Buch des Geheimen Obermedizinalrats Prof. Dr. Heinrich Gritsch in Bonn, „1870/71, Erinnerungen und Betrachtungen“ (Verlag von A. Marcus und E. Weber in Bonn), das wir unseren Lesern gelegentlichst empfehlen, entnehmen wir folgende hübsche Schilderung der Erlebnisse des Verfassers in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr während des deutsch-französischen Kriegs:

Auf dem Bahnhofe in Metz am 25. Dezember war viel Leben. Unser Zug stand da. Vorn, gleich hinter der Lokomotive, waren für die Offiziere zwei Abteile 2. Klasse reserviert. In alle Abteile hatte man viele Bund Stroh gesteckt, denn es war bitter kalt.

Ein großer, dicker Herr in rotem Rocke, ein Malteser, redete mich an, ob ich nicht Nahrungsmittel aus seinem Depot haben wollte. Sie seien nicht etwa nur für Lazarette, sondern für alle Truppen bestimmt. Das Depot, eine große Bretterbude, war vollgepfropft voll Schinken, Würste, Erbsen, Konserven, Weinflaschen und allerhand schönen Sachen. Ich bekam vier Flaschen Portwein, zwei Flaschen Kognak, einen großen Schinken, gutes Brot und ein Paket Schokolade. Das alles verstaute ich über meinem Platz in meinem Abteil.

Mein Bursche brachte mir noch ein Postpaket aus Halle, das von Saarlouis nachgeschickt war. Es enthielt neben Tabak, Zigarren und Strümpfen einen großen, weiten Gummimantel. Sehr schwer, wie Leder, doch war er zum Reiten bestimmt. Ein sehr guter Ausstattungsgegenstand. Hüllte man sich geschickt ein, so bedeckte er die Knie, und nun, mochte es in Strömen regnen, brauchte man nur Schritt zu reiten, so blieb man völlig trocken. Ich hatte das erprobt und deshalb diesen Mantel bestellt. Nun war er endlich eingetroffen, und ich hoffte, daß er mir noch gute Dienste tun würde.

Allmählich füllte sich das Abteil, das Stroh wurde festgestampft, die Decken um die Beine geschlagen, die Fenster geschlossen, die Zigarre angebrannt, und es war zunächst ganz gemütlich. Die Revision der Lebensmittel ergab genug für mehrere Tage.

Die Soldaten hatten es nicht alle so gut, da vielfach die Glascheiben zerbrochen waren, sodaß die armen Kerle fast wie im Freien saßen. Geheizte Abteile kannte man 1870 noch nicht. Man hätte doch etwas mehr Sorgfalt anwenden und in der Nacht vorher alle Fenster nachsehen können. Schließlich saßen aber die Soldaten so dicht und hatten die Fenster so mit Decken verhängt, daß sie es auch aushalten konnten.

Ein Korpsbruder, den ich auf dem Bahnhof in Metz wieder sah, reichte mir noch, als wir abfuhren, zwei Flaschen Sherry und eine Riesendüte mit allerhand Badwerk in das Abteil hinein. In Mantel und Gummimantel gehüllt, bis an den Sitz die Beine in Decken und Stroh gesteckt, so traten wir die Reise an — wohin wußten wir nicht. Es war eine fabelhafte Kälte, 10—14 Gr. minus Reaumur. Auf den Stationen gab es nirgends etwas Warmes zu kaufen. Spirituosen aber hatten wir selbst überreichlich. Teils aus Langleiße, teils wegen der Kälte, ertönte dann der Gesang:

„Nach so langen Leiden, reicht mir mal die Kümmelpulle her,“ und die Flasche kreiste im Abteil herum.

Die erste Nacht brachten wir auf dem Geleise zu. Der Lokomotivführer weigerte sich, in der Nacht weiterzufahren. Es sei ihm verboten. Wir befanden uns zwischen Eigny und Bar le Duc. Hier hatten wir noch für einen Franc zwei Bündel schönes Langstroh gekauft, das wir unter die Sitze preßten, um den kalten Zug von unten abzuwehren. So saßen wir, fest eingewickelt, aber doch frierend, und schliefen. Natürlich wurde viel geraucht, oft glaubte man ersticken zu müssen, eine so gräßliche Luft entwickelte sich.

Am zweiten Tage der Fahrt hielten wir mittags in Bar le Duc. Also zu schnell ging es nicht! Leider war der Nebel so stark, daß man außer dem Bahnhof und einigen Schuppen nichts sah. Wir hätten gerade hier, wo unser König Wilhelm als ganz junger Prinz in den Freiheitskriegen 1814 die Feuertäufe erhalten hatte, die Gegend gern kennen gelernt. Ein schlechtes Mittagessen wurde uns und den Soldaten geboten. Wenigstens aber doch etwas Warmes! Dann luden wir uns wieder einen Vorrat von Wein und Bier in das Abteil. Heute war ja der „Heilige Abend“, den wir möglichst festlich begehen wollten. Festlich in Frankreich, im Eisenbahnwagen, ohne Tannenbaum, ohne Wärme. Nur mit Bier, Schnaps und Wein bis zum Ueberfluß beladen. Man sprach nicht viel von der Heimat, wir wollten nicht weich werden.

In Blesmes schenkte uns ein Bahnbeamter einen großen Tannenzweig, den wir in der Mitte des Abteils an der Laterne befestigten. Ihr war das Öl schon lange ausgegangen. Nur eine Stunde am ersten Tage hatte sie gebrannt. Ich besah aber noch von der Zernierung von Metz her vier große Wachlichter, die wir in die Fenster stellten. Nun war alles hell erleuchtet. In der Mitte schwankte der „Christbaum“ hin und her. Alle waren wir tief und fest eingemummelt in Mäntel, Baschlitz, Decken und Stroh. Die Flasche kreiste, und am Ende wurde die Stimmung sehr heiter. Wir sangen Studentenlieder und schlossen mit dem „Landesvater“. Nur zum Durchstechen der Mütze kam es freilich nicht.

Schon hatten wir „einen Absatz“ geschlafen, als der Zug von Zeit zu Zeit hielt, dann wieder sehr langsam etwas weiter fuhr. Einmal, als der Zug hielt, trat ich heraus. Vor mir erblickte ich in der hellen Nacht dunkle Tannen, hohe weiße Felsen, ein tiefes Tal. Der weiße Schnee ließ deutlich die Konturen hervortreten. Tief, tief unten sah man die Schlucht, über die der Diable von Chaumont führte. Der Zug hielt gerade vor der Stelle, wo unsere Pioniere das von den Franzosen abgepfropfte Stütz durch Holzwerk ersetzt hatten. Posten und Eisenbahner untersuchten die Notbrücke, ob nicht etwas in Unordnung sei. Der Blick in die grausige Tiefe, das deutlich zu fühlende Schwanken des Gebälks, über das jetzt langsam rumpelnd der Zug fuhr, der Gedanke, daß jetzt im Moment alles zusammenstürzen oder in die Luft fliegen könnte, war etwas ungemütlich. Denn jetzt kamen wir in die richtige Franktireurgegend. Garnicht weit war die Festung Sangres, wo 30 000 Mann lagen, welche die in der Nähe marschierenden Preußen wiederholt beunruhigt hatten. Sangres aber einzuschließen, fehlte es uns vorläufig an Soldaten. Es wurde nur „beobachtet“.

Ungefähr um 8 Uhr abends kamen wir nach Chaumont und mußten wieder im Wagen übernachten, da sich der Lokomotivführer wieder weigerte, in der Nacht weiterzufahren. Nach meiner Meinung war das töricht; in der Nacht war es noch am sichersten. Voll Hohn zeigte der Lokomotivführer zwei riesengroße, vorstintstliche Pistolen, die man ihm zur Verteidigung gegeben hatte. Er konnte sie aber mangels Munition, nicht laden. In der Ecke seines Standes auf der Lokomotive hatte er zwei Chassepots stehen, mit denen er manchmal am Tage Schießübungen machte.

Früh am 25., am ersten Feiertage, wachten wir etwas verkatert auf. Wir entbehrten doch sehr die Reinlichkeit. Es hieß, in einer Stunde seien wir in Chateau-Villain, wo ein längerer Aufenthalt geplant sei. Wie gestern saßen wir friedlich im Abteil. Es war ungefähr 8 Uhr früh, wir waren kaum eine halbe Stunde gefahren, als auf einmal unser

Wagen bedenklich ins Schwanzen kam. Dann gab es einen starken Ruck und der Wagen stand, ganz schräg, still. Wir waren entgleist, das war klar. Als ich — mein Platz war ein Eckplatz auf der linken Seite — die Tür öffnen wollte, verhinderte es der Hauptmann Tepler und zeigte mir, daß vom Walde her, der hier kaum dreihundert Schritte entfernt war, stark nach dem Zuge geschossen wurde. Auch in unser Abteil schlugen die Kugeln, sodaß wir schnell an der anderen Seite heraus waren. Die Franktireurs hatten die Schienen aufgerissen, sie aber wieder wie vorher hingelegt, sodaß der Lokomotivführer nichts wahrnehmen konnte. Merkwürdigerweise waren die zwei Lokomotiven vor unserem Zuge wieder in das Geleise gesprungen, sodaß sie weiterfahren konnten, während die nächsten Wagen, namentlich der unsrige, schräg in den Sand eingebohrt feststanden. Es ging hier sehr stark bergan, es wurde sehr langsam gefahren, die Schienen, zunächst angefroren, waren erst locker geworden, nachdem die Lokomotiven hinüber waren. Welches Unglück hätte passieren können, namentlich wenn die Franzosen einen Sprengstoff angewendet hätten!

Als wir aus dem Abteil gesprungen waren, eilten wir am Zuge entlang zurück. Die Soldaten lagen am Damme und schossen zwischen den Rädern durch nachdem Walde, wo man 30–40 Franktireurs, ebenfalls feuern sah. Am Ende des Zuges war ein Uebergang über die Bahn, an dem rechts ein zweistöckiges Bahnwärterhaus stand.

Hier sah man, was tüchtige preussische Soldaten leisten! Die Leute waren zum Teil in Strümpfen aus den Eisenbahnabteilen gestürzt, sie hatten, lang, ehe ein Offizier vorhanden war, sofort die Franktireurs mit dem Bajonett angegriffen und sie schon verjagt. Zum Teil hatten sie gar nicht schießen können, da die Patronen noch seit Saarlouis her in Leinwand eingenäht waren, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen. Ehe mit den vor Kälte verkrümmten Fingern und mit stumpfen Taschenmessern die Patronen frei gemacht waren, hatten sie lieber gleich mit dem Bajonett angegriffen.

Leider hatten wir zwei Mann Tote und sieben Verwundete. Als schon der Kampf zu Ende war und das Bataillon vor dem Bahnwärterhäuschen stand, hatte ein Franktireur mitten zwischen das Bataillon geschossen und einen Soldaten getötet, zufällig einen sehr beliebten Tambour. Welcher Unsinn! Was sollte das den Franzosen nützen oder an dem Resultate ändern? Die Folge war, daß das Haus gestürmt, die Tür zerbrochen und der Blusenmann nebst seinem Kameraden getötet wurde.

Eine geschlossene Kompanie verfolgte die Franzosen, die unter Zurücklassung von elf Toten und zwölf Gefangenen in dem tief verschneiten, dichten Walde verschwanden. Auch der Führer dieser aus Sangres stammenden Expedition war, wie wir hörten, schwer verwundet, aber durch seine Leute vor der Gefangenschaft gerettet worden.

Was aber nun? Die zwei Lokomotiven waren nach Chateau-Villain weitergefahren, um bei der dortigen Garnison Bericht zu erstatten. Auch von dort kam jetzt Hilfe, die aber nicht mehr notwendig war, denn von den Franzosen war nichts mehr zu sehen.

Um die Ecke des Weges bog jetzt eine Kolonne von 80 Wagen mit Proviant für Chateau-Villain. Sie hatte zur Bedeckung nur sechs Mann und einen Unteroffizier vom 60. Regiment. Ohne unsere „Entgleisung“ wären sie samt ihrer Kolonne verloren gewesen. Was kostete es an Menschen, daß die Patrouillen oder Bedeckungen stets viel zu schwach waren! Ein Stück weiter hin lagen am Bahndamm drei Tote, die Patrouille, die zum Schutze der Bahn abends von Chateau-Villain ausmarschiert war. Die Franzosen hatten ihr aufgelauret und sie aus dem Hinterhalte erschossen!

Ich ging nun zu unserem Abteil, um meinen neuen Gummimantel und eventuell noch Kognak und Schinken zu holen. Alles war verschwunden! Auch der Vorrat an Wein war fort. Die Eisenbahner hatten alles mitgenommen, denn andere Menschen waren überhaupt nicht vorhanden. Trotz aller Bemühungen bekam ich den Mantel nicht wieder — es war also ein kurzes Vergnügen gewesen.

Jetzt wurden noch die benachbarten Dörfer nach Waffen und versteckten Frantireurs abgesucht, natürlich, wie immer, ohne Resultat. Wir hörten nur noch, daß die Franzosen abends aus Langres gekommen waren, daß sie beabsichtigt hatten, durch eine Mine den Zug in die Luft zu sprengen, und daß sie wieder nach Langres geflohen seien.

Wir setzten uns zu Fuß in Bewegung, da der nachfolgende Zug mit der Bagage noch immer nicht in Sicht war. Das Wärrerhaus blieb besetzt. Es sah eigentümlich aus, als das Bataillon, der Major und die Fahne an der Spitze, zu Fuß durch die schneeige Landschaft zog. Die Soldaten machten schlechte Wiße und freuten sich, daß wir nun auch laufen mußten. Nach einer Stunde waren wir schon in Chateau-Villain, das vom 60. Regiment besetzt und verbarrikadiert war. Die dortigen Kameraden waren sehr unglücklich, daß ihnen wieder eine Patrouille weggeschossen war, und daß sie von der ganzen Geschichte nichts gewußt hätten. Von jetzt an gingen, wie es ausdrücklich von oben befohlen wurde, immer viel stärkere Patrouillen auf den Bahndamm. Denn einzelne Leute kamen fast nie wieder, sie wurden, wie das Wild auf dem Anstand, von den Franzosen abgeschossen. Daß durch diese fortwährenden Verluste die Stimmung der Soldaten immer schlechter und daß sie selbst grausamer wurden, war erklärlich und verzeihlich.

In Chateau-Villain bekamen wir sogar Quartierbillets. Als ich mein Quartier sah, verzichtete ich. Ich sollte in dem abgelegenen Gartenhäuschen, das nicht heizbar war, unterkommen! Und mein Wirt, ein Schuster, riet mir ganz naiv, kein Licht anzubrennen, denn wären die Fenster hell, so würden sicher die Frantireurs kommen und mich umbringen.

So ging ich denn in das Wirtshaus, wo fast alle Kameraden beim Grog saßen. Ich hatte den Plan, bis zuletzt zu warten. Der Letzte war sicher „bierchlich“, resp. ein starker Potator. Diese sind stets gemüthlich. Er würde mich gewiß in sein Quartier mitnehmen. Der Letzte war ein Reserveoffizier vom 60. Regiment, ein Gymnasiallehrer. Er fragte mich schließlich, was ich nun eigentlich in der Nacht machen wollte, denn in dem Wirtshaus könnte ich ohne Gefahr nicht bleiben. Es sei vorgekommen, daß sich die Frantireurs auf demselben Platz, auf dem wir bis 12 Uhr gekneipt hätten, in der zweiten Hälfte der Nacht wärmten. Und daß der Wirt auch die Franzosen mit Nahrungsmitteln und Nachrichten versorgte, wußten sie ganz gut.

Er schlug mir vor, mit in das Alarmhaus zu kommen, er sei Rondeoffizier, hole sich jetzt eine starke Abteilung und revidiere in der Nacht alle Posten; ich könne also sein Bett benutzen. In dem Alarmhause, der Mairie, die an einem Platz in der Mitte des Städtchens stand, war es sehr angenehm. Eine große Anzahl Betten — natürlich ohne Wäsche — standen da, es war sehr schön warm, und ohne Zweifel war es der sicherste Ort in Chateau-Villain.

(Schluß folgt.)



Helden.

Eine Geschichte aus Oesterreich-Ungarn von J. Bod.

Der Vollmond warf seine silbernen Strahlenbündel verschwenderisch zur Erde herab, sie erfüllend mit dem ganzen Zauber einer mondheilen Nacht.

Wie ein schimmernder Spiegel, fast völlig unbewegt, lag die Donau. So lautlos und träge schob sie ihre Wellen weiter, daß sie den Eindruck einer riesigen, glatten Fläche bot.

Die kleine Abteilung Soldaten, die in dem bis dicht an den Fluß heranreichenden Wäldchen ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatte, verhielt sich schweigsam, das jenseitige Ufer nicht aus den Augen lassend. Man wußte, daß man

in vorgeschobener Stellung sich gerade einem starken feindlichen Detachement gegenüber befand. Die Donau machte hier eine Krümmung, und in dieser Einbuchtung, auf der anderen Seite, lagen die Serben. Es war die Weisung ergangen, nicht eher vorzugehen, als bis die Nachhut sich mit der Patrouille vereinigt haben würde, was kaum vor den ersten Morgenstunden der Fall sein konnte. So lagen und saßen die Soldaten umher, vor sich ein paar untätige Stunden, die man am besten zum Schlafen benutzte. Sie waren sicher, daß die Serben nach den in den vergangenen Tagen erlittenen Rückschlägen sich nicht so leicht vorwagen, sondern sich auf die Defensiv beschränken würden — also konnte man sich die verdiente Ruhe gönnen, die nach den Strapazen der letzten Tage und Nächte schon fast not tat.

Gyuri Garkas hatte den Wachposten bezogen. Er schritt mit geschulterter Waffe auf und ab, die Augen unverwandt auf das gegenüberliegende Ufer geheftet, das still und dunkel dalag. Er war ein schlanker, nicht allzu kräftiger Bursche mit einem schön geschnittenen, etwas weichen Gesicht und sehnsüchtigen, dunklen Augen.

Wie in der schweigenden Nacht Längstvergangenes und die Ereignisse der jüngsten Zeiten sich zu einem Chaos verdichteten, das ihn bedrängte! Er war einer gewesen, der seinen Weg ging, unverrückbar, das Ziel vor Augen: seine Musik und die Mariska. An seiner Fiedel hing er, seit er als kleiner, halbverhungertes Zigeunerjunge mit dem Vater durch die Dörfer gezogen war, um in Wirtshäusern, bei Hochzeiten und Kirchweihen aufzuspielen. Und die Mariska war wie ein Stern durch diese an Hunger und Schlägen reiche, lichtlose Jugend gegangen, sie, die kleine Nachbars-tochter, die als Einzige gute, liebe Worte für den Zigeunerhuten hatte. Als der heimische Gutsherr den Gyuri einmal spielen hörte — da schien das Glück gekommen. Er hatte den Gyuri dem ewig betrunkenen Vater einfach weggenommen, der am Ende froh war, einen Esser weniger auf dem Halse zu haben. Der Gyuri war nach Budapest gekommen, sein Gönner half dem intelligenten, bildungsfähigen Jungen weiter, damit er lernen konnte . . . bis ein Herzschlag den Gütigen fortrastete aus dem vollen Leben heraus. Und die, die nach ihm kamen, kümmerten sich nicht weiter um den Pflingling des Verstorbenen. Er war ja jetzt groß genug, um selbst sein Fortkommen zu finden.

Und Gyuri gab seine hochfliegenden Kunspläne auf, stellte sich mit beiden Füßen fest auf die Erde — und rang sich durch: aus dem barsüßigen Zigeunerjungen wurde der bejubelte Primas einer Musikkapelle, die in den vornehmen Restaurants spielte, weite Reisen machte, Ehren und Geld einheimfand. War er auch nicht der Künstler geworden, von dem er einmal geträumt, so hatte er sich doch aus eigener Kraft sein Leben geschaffen.

Und nun sollte das Glück dennoch kommen! Er hatte gepart, erst Krone auf Krone und dann Schein auf Schein gelegt; in diesem Winter wollte er die Mariska holen, die daheim im Dorf bei seiner alten Mutter lebte und auf ihn wartete. Eine schöne Wohnung hatte er schon gemietet und Möbel gekauft; Stück für Stück zusammengetragen in das Nest, in das er sein Mädel führen wollte. Nie hatte er so gespielt, wie in den letzten Tagen, die ihn noch von seinem Glücke trennten, von der Erfüllung seines Sehnsuchts-traumes! Nie waren die Liebeslieder, die seine Fiedel sang, so heiß, so jauchzend gewesen wie jetzt, da er die strahlenden Augen seiner Braut vor sich sah, die bald für immer sein war.

Und dann, plötzlich, über Nacht, versank der Traum von Liebe und Glück! Sein König rief — und Gyuri mußte folgen! Statt Hochzeitsglocken — Kanonendonner! Statt Liebeslieder — Kommandorufe! Heimholen wollte er die braune Mariska in das traute Nest — und konnte jetzt nur zu kurzem Abschied zu ihr und der Mutter eilen.

Eine haltlose Verzweiflung war in ihm. Er war nicht feig, nein; aber in ihm brannte und loderte Lebenshunger. Alles hatte er sich aufgespart für die Zeit der Vereinigung mit seiner Jugendliebe! Und dieser Krieg, der da hereinbrach, freilich als bittere Notwendigkeit, aber doch als ein

wirtschaftliches Unglück, das Millionen Existenzen vernichtete, er empfand ihn als etwas Ungeheuerliches. Er mußte seinem König helfen, sicher, und seinem Vaterlande auch — aber — war er darum mit zusammengebißenen Zähnen seinen Weg gegangen, vorwärts, immer vorwärts, um jetzt, knapp vor der Erfüllung zu scheitern! Krieg ist Krieg — wenn sie ihn nun totschießen oder ihn zum Bettler machen, zum Krüppel, diese Serbenhunde? —

Die Schritte des auf und nieder schreitenden Gyuri waren erregter geworden, er lief jetzt fast hin und her. Seine heißen Augen huschten über seine Hände hin, die das Gewehr hielten. „Hunde — Hunde!“ knirschte er mit zusammengebißenen Zähnen. Warum gaben sie keine Ruhe — warum nicht! Wie sagte der Geistliche neulich in der Kirche: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Der alte Kaiser, der wollte den Krieg nicht, sie zwangen ihn dazu, dieses Gesindel, ohne das er jetzt mit der Mariska in ihrer traulichen Wohnung sitzen könnte, zwei Glücklich! Und statt dessen weint sich das arme Mädel die Augen rot, und er muß herumlaufen in der Nacht und sich mit seinen Gedanken und seiner Sehnsucht quälen! Und wenn sie ihn doch totschießen, und er die Mariska niemals wieder sieht! Nie mehr ihre süße Stimme hört, irgendwo vermodern muß in fremder Erde, er, der so jung ist und so voll Sehnsucht! Heiß wurde es dem Gyuri, flammend heiß, und rote Lichter tanzten vor seinen Augen. Wenn sie über die Grenze kommen, diese Serben, in sein Heimatdorf einfallen, wo die Mariska allein ist bei der alten Mutter! Sie ist schön, die Mariska — so schön! Und die Männer vom Dorf sind alle einberufen! Man hört überall, daß sie wie die Teufel sind, die Serben, Frauen und Kinder nicht schonen — nein — Herrgott im Himmel, nein, das darf nicht sein! Sie sollen nicht — sie dürfen nicht — er muß die Mariska schützen — er muß es — aber — was soll er nur tun — er, der hier umherläuft, untätig! — Und plötzlich winkt der Gyuri seinen Kameraden heran und zwingt den, seine Stelle einzunehmen, er stürzt hinüber, wo sein Leutnant sich gerade zum Schlafen ansieht, stürzt vor ihm auf die Knie und flüstert aufgeregt, bittend, beschwörend. —

Der Mond war hinter den Bergen verschwunden, schlafend lag der dunkle, bewegungslose Fluß. Da — was war das? Lautlos, mit großen, mächtigen Stößen schoß es querüber, einer, noch einer, wieder einer. Wie Katzen krochen sie die steile Böschung hinan, schlichen um die Berg-ecke herum. Und immer aufs neue die schwarzen, lautlosen Punkte im Strom, die an das jenseitige Ufer streben.

Plötzlich tönt ein ohrenbetäubendes Krachen und Donnern in die tiefe Stille, jammervolle Aufschreie, Flintenschüsse und endlich brausende, nimmer endenwollende Hurrarufel! Wie die Teufel waren die Ungarn über die nichtsahnenden Serben hergefallen, die, keines Angriffs gewärtig, im tiefen Schlafe überrascht wurden. Eine Hand voll Soldaten nur, aber besetzt von der Tollkühnheit der Verzweiflung, die nur ein Siegen oder Sterben kennt! Jeder Einzelne wußte, daß es ein Wagnis war — und jeder Einzelne kämpfte um sein Leben wie ein Wilder! Allen voran Gyuri, der um sich hieb, loschlug für drei. Hieb- und kugelsicher schien er sich zu verdoppeln, war allen voran, mitten im dichtesten Gewühl ertönten seine anfeuernden Rufe, sein Klingendes Siegesgeheul, alles mit sich reißend in seiner suggestiven Macht. Nur ein Gedanke war in ihm: sie niedermachen, die Hunde, sie vom Erdboden vertilgen, die den Krieg erzwungen haben, den Krieg, der ihm sein Glück rauben will.

Die Serben wußten nicht mehr: war der Teufel selbst über sie gekommen, war es die ganze feindliche Armee, die sich da auf sie stürzte; denn die paar Soldaten, die sie am Nachmittag gesichtet, und sich für den Morgen hatten aufsparen wollen, die konnten es doch nicht sein, die da einhieben in ihre Reihen, daß sie sich bedenklich lichteten. Ein panikartiges Erschrecken ergriff die Aufgescheuchten, sie gaben es auf, sich der wilden Bravour der Ungarn weiter entgegenzustellen. Waffen und Munition in Stich lassend,

liefen sie davon wie gejagt, ohne an ihre Verwundeten zu denken; liefen — — liefen.

Und jetzt erst, da sie erschöpft im feindlichen Lager standen — als Sieger, kamen die Ungarn zu Bewußtsein. Konnte das denn auch sein? Sie, die kleine Wachpatrouille hatte ein ihnen an Zahl vierfach überlegenes Detachement glattweg verjagt, fast ohne jeden Verlust ihrerseits, denn auf die paar Streifschüsse, die einige von ihnen abbekommen, achteten sie kaum. Jubelnd umringten sie Gyuri, der totenbleich, schweratmend und mit geschlossenen Augen, aber unverletzt, an einem Baum lehnte.

„Gyuri, der Held!“ Tösend und brausend drang es an das Ohr des Halbbewußtlosen. Das wußten sie alle, ihm allein verdankten sie diesen Sieg, er war es gewesen, der diesen Handschlag ausgeheißt, ihn von dem Leutnant fast erbettelt. Seiner fortwährenden, wilden Begeisterung verdankten sie den tollen Mut, der sie schier unsiegbare gemacht. Sie umarmten und küßten den jetzt vollkommen Apathischen. Der Leutnant drückte ihm warm die Hand und versprach, höheren Orts ihn sofort zur Beförderung vorzuschlagen.

Gyuri verstand kaum, was man zu ihm sprach. In ihm war auch jetzt nur ein Gedanke: „So wie die muß ich alle verjagen — alle — alle, die Hunde, damit Ruhe wird im Vaterland, Ruhe für den alten König und Ruhe für unser Glück!“



Weihnachten im deutschen Volkslied.

Von J. G. Filuaf.

Ein deutsches Weihnachten ohne Tannenbaum und Lichterglanz, wem wäre es denkbar? Und doch reicht diese schönsten aller deutschen Weihnachtsitten bei weitem nicht so weit zurück, wie man wohl oft anzunehmen pflegt. Die erste sichere Kunde über die Aufrichtung eines Weihnachtsbaumes bringt uns eine Straßburger Quelle aus dem Jahre 1605, dort heißt es: Auf Weihnachten richtet man Tannenbäume zu Straßburg in den Stuben auf, daran hendet man roten (Mosen) auf vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgolt, Zuder usw. Als strahlender Lichterbaum und Mittelpunkt der Versicherung wird er aber erst 1737 erwähnt. Der Wittenberger Dozent der Rechte Gottfried Kibling berichtet von seiner Vaterstadt Bittau, daß es dort Sitte war, jedem Gliede der Familie ein Christbäumchen aufzustellen. Bald verschwinden aber diese Einzelbäumchen und an ihre Stelle tritt der eine große Baum, unter dem sich die ganze Familie vereint und der nun mit einer Schnelligkeit in allen Ländern germanischer Zunge heimisch wird, die in der Geschichte volkstümlicher Sitte fast einzig dasteht, ja über diese Grenzen hinaus tritt er seinen Siegeszug an über die ganze Erde.

Wir wollen hier nicht untersuchen, woher sich der Brauch leitet, läßt sich doch wirklich Sicheres über seinen Ursprung trotz gelehrter Forschungen nicht sagen. Uralter Brauch und Glaube, die Freude an Waldesgrün und Tannenduft und der gemüthvolle Sinn unseres Volkes mögen es gewesen sein, die die schöne Sitte so rasch einbürgerten, und denen wir es danken müssen, daß wir uns heute des strahlenden Baumes freuen können, wir und vor allem unsere Kinder. Schon wochenlang vorher ist er ja ihre Sehnsucht und Freude. In echt kindlicher Weise gibt ein vogtländisches Liedchen dessen Gefühlen Ausdruck, wenn es reimt:

Au kimmt ball Weihnachten,
Do fraa iech mieh drauf;
Do vus'n derbaam mer
En Tannebaum auf.
Do finkeln de Gvsel,
Do finkeln de Niss',
Do finkelt gu alles
Zen heilgaen Christ!

Und wie im Wachen, so beschäftigt er die kindliche Phantasie auch im Träumen. Robert Reinick dürfte wohl recht haben, wenn er sein Gedicht „Christkindchen“ mit den Worten beginnt:

Die Nacht vor dem heiligen Abend,
Da liegen die Kinder im Traum;
Sie träumen von schönen Sachen
Und von dem Weihnachtsbaum.

Lange vor den festlichen Tagen der Weihnacht ist es brannten
im Forst lebendig geworden, „der Wald steht auf, der ganze
Hain zieht wandelnd in die Stadt hinein“, und mit frohem Er-
stannen sehen wir:

In der Straßenecke, in der Häuser Gedränge,
In der Großstadt wogender Menschenmenge,
Inmitten von Wagen, Karren, Karossen
Ist heimlich ein Märchenwald entsprossen
Von leisem Glockenklingen durchhallt:
Von Weihnachtsbäumen ein Tannenwald.

Heimlich wird nun ein Bäumchen nach dem andern in die
Häuser geholt und zu nächstlicher Stunde von liebender Hand
geschmückt, so wie es uns J. P. Hebel in seinem herzigen Ge-
dicht „Die Mutter am Christabend“ schildert. Diese stellt dem
Kinde den Weihnachtsbaum vor das Bett, aber leise, leise; denn:

Er schloft, er schloft! Do lit er wie ne Grof:
Du lieber Engel, was i bitt
Wo Sib und Lebe: verwach mer nit,
Gott gunt's me'm Kind im Schloß!
Verwach mer nit, verwach mer nit!
Die Mutter goht mit stillem Treitt,
Sie goht mit zartem Mutterkinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was hent i der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma.
Ne Gisel, ne Mummeli
Und Blüemli weiß und rot und gel,
Von allerfinste Zuckermehl.

Des wär er usstaffiert
Und wie ne Maibaum ziert,
Und wenn bis freier der Tag verwacht,
Hets Wiehnachtskindli alles amacht.

Flammen dann die Kerzen am reichgeschmückten Bäume
auf und dürfen die Kinder endlich herein, da schauen sie an-
fangs mit freudig erstaunten Blicken stumm die Pracht, bald
aber bricht heller Jubel aus. Mag's draußen stürmen und
schneien:

— — — binnen is't so hell, so warm,
Is't voller Lust und Weinbel!
Dar lügt un lacht en Kinnerwärm
In fröhliche Wiehnachtsgetrüb.

Wat strahlt de Danneboom so hell,
Vull golden Appelp un Lichter!
Doch um em strahlt noch mal so hell
De allfälligen Kinnergesichter.

Und die Weihnachtsbäume, die den kleinen Buben und Mä-
deln in die glänzenden Augen sehen, die stehen da

— — — — so still und selig,
Als wäre ihr heimlichstes Wünschen erfüllt,
Als hätte sich ihnen doch allmählich
Ihres Lebens Sinn enthüllt:
Als wären sie für Konfekt und Richter
Vorherbestimmt, und es müßte so sein,
Und ihre weißen Nadelgesichter
Sehen ganz verklärt darein.

Und wie den Jungen, so wird es auch den Alten warm ums
Hertz.

Es flüstert aus dem Lichterbaum
Im Hauchgold leis die Weihnachtsluft;
Der Liebe süßer Kindertraum
Durchzittert zagend jede Brust.

singt Maurice von Stern. Sie gedenken wehmützigoll der
seligen Tage, da sie selbst noch Kinder waren, und „noch einmal
und mit heil'gem Schweigen aus Lichtumstrahlten Tannen-
zweigen“ blickt sie die Jugend träumend an. Erregt sich
diesem Gedanken Ada Christen Ausdruck:

Hörst auch du die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein dringen?
Die vergessenen Gebete
Aus den Tannenzweigen singen?
Hörst auch du das schüchternfrohe,
Selle Kinderlachen klingen?
Schau'st auch du den stillen Engel
Mit den reinen weißen Schwingen?

Schau'st auch du dich selber wieder
Fern und fremd nur wie im Traume?
Grüß't auch dich mit Märchenaugen
Deine Kindheit aus dem Baume?

Auch Martin Greif erinnert der Anblick des schimmernden
Lichterbaumes an die Tage der Kindheit:

Als einst ich in der Kindheit Traum
Hinaufgelaugt zum Weihnachtsbaum,
Da schien jed' Lichtlein mir so fern,
Wie in der Höh' ein goldner Stern.

Und da ich jüngst in über Nacht
In jenen Traum zurückgedacht,
Da flimmerte voll Herrlichkeit
Mein Christbaum wirklich sternweit.

Es ist ein schöner Gedanke, das leuchtende Himmelszelt dem
strahlenden Weihnachtsbaume zu ver gleichen. Und dieser himm-
lische Baum ist zunächst den „Enterbten des Glückes“ angezün-
det. Wir erinnern an Rückerts Gedicht „Des fremden Kindes
heil'ger Christ“:

Da deutet mit der Hand
Christkindlein laut zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sternengewimmel
Vielästig ausgepannt.

So fern und doch so nah!
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah.

Es war ihm wie im Traum —
Da sangen herabgehoen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Wie hier dem armen Kinde der himmlische Lichterbaum
strahlt, so zündet alljährlich der Liebe Hand aber auch auf Erden
vielen Tausenden der Armen und Aermsten einen Weihnachts-
baum an und schmückt ihn mit reichen Gaben. Auch sie sollen,
befreit von Kummer und Sorge, mit einstimmen können in
die alten, lieben Weihnachtslieder von der stillen, heiligen
Nacht, von der fröhlichen, seligen, anadenbringenden Weih-
nachtszeit und in den trauten Sang vom immergrünen Tannen-
baum. Auch sie sollen aus frohem Herzen die Worte des Dich-
ters mitsprechen können:

Von goldnen Rüssen und von Kerzen
Glänzt nun aus neu der Weihnachtsbaum
Und trägt in Häuser und in Herzen
Den duffig grünen Waldesraum.
Doch über Bethlehem steht wieder
Für alle Welt der Wunderstern,
Und Gottes Boten steigen nieder,
Und Erd' und Himmel preist den Herrn.

In Palast und Hütte, im herrlichen Prunkgemach und im
armfälligen Bodenkammerlein ist der strahlende Lichterbaum
zum Sinnbild der Weihnachtsfreude geworden. Und wie in der
Heimat, so will man ihn erst recht nicht in der Fremde missen;
selbst unsere Krieger ruhten, mitten in Feindesland, ihr Christ-
bäumchen auf.

Wir standen vor Paris in der heiligen Nacht
Und hielten in Gräben die eisse Wacht.
Vor uns stand der Feind in den Gräben wie wir,
So nah, daß wir hörten der Waffen Gekirr.
Die bittere Kälte, wir kühlten sie kaum,
Wir träumten vom schimmernden Weihnachtsbaum.

Und der Traum ward vielfach Wirklichkeit, so erzählt ein
Kanonier: „Ein Mann meiner Abteilung holte ein Fichten-
bäumchen aus dem Walde, das, auf einer Seite von allen
Zweigen befreit, an die Wand genagelt wurde, dazu ein großes
Tafelisch gevierteilt. Das war die ganze Herrlichkeit! Aber
einerlei: dieses äußere Erinnerungszeichen, so ärmlich es war,
rief uns doch die ferne Heimat in die Seele.“

Nicht anders wird es dieses Jahr sein. Unsere tapferen
Krieger brauchen in Feindesland werden auch ihr Weihnachts-
fest feiern, so gut es geht. Sehnsüchtig werden sie der fernen
Heim und der teuren Heimat gedenken, ebenso heiß und innig
wird ihrer in der Heimat gedacht werden.

Seid gegrüßt, ihr treuen Kämpfer,
Heut in heil'gen Abendstunden,
Die der Feind euch ernst und blutig
In des Lebens Kranz gewunden!
Seid gegrüßt! In Schloß und Hütte
Werden Tannen festlich klimmern,
Aber überall die Tränen
Seller wie die Kerzen schimmern!

Vor allem wird man aber auch derer nicht vergessen, die der blutige Krieg ihres Ernährers beraubt hat. Man wird ihnen einen Baum anzünden und der Liebe Gaben darunter ausbreiten, eingedenk der Mahnung:

Klammt auf, der Menschenliebe Kerzen,
Erhell die ärmste Hütte heut.
Dah' Freude kommt in alle Herzen,
Gebt, daß sich auch der Arme freut!
Geburstag feiert froh des Kindes,
Das Menschenliebe uns gelehrt:
Das Herz, das einsam, heute find' es
Die Liebe, die es sonst entbehrt!



Wider die Vervelschung der deutschen Kunst.

Äußerungen von Hans Thoma und Adolf Oberländer.

Der Maler Momme Nissen, der sich auch als Kunstschriftsteller vielfach betätigt hat, erörtert in einer soeben bei Herder in Freiburg erscheinenden kleinen Schrift „Der Krieg und die deutsche Kunst“ die Gefahr der Entartung, die der deutschen Kunst durch den Pariser Einfluß droht, und er ruft hiergegen die deutschen Künstler dazu auf, sich auf ihr eigenes Volkstum und dessen Wesen zu besinnen. So manchen bedeutenden Eideshelfer ruft Nissen für seine Anschauungen auf, und neben die Schatten der Toten treten auch Künstler der Gegenwart mit lebendigem Worte. Vor allem sind es die Erklärungen von Hans Thoma und von Adolf Oberländer, die Interesse beanspruchen. Meister Thoma schreibt: „Schüler von mir sind in Paris gewesen und voll Weisheit dorthier zurückgekehrt; sie mühen sich redlich ab, das neue Prinzip der Farbenzertrümmerung mit ihrem deutschen Gemüt, in dem immer noch der Funke einfacher Größe schlummert, in Einklang zu bringen. Nackte Körper hat einer gemalt, die mittels zentimetergroßer Flecke und Striche hergestellt waren: roter Zinnober, grüner Zinnober, Blau. Ich Unwissender wußte nicht, was dazu sagen, und vermutete, daß es den Gipfel der „Phantastik“ bedeute und daß dies Papageienmenschen mit bunten Federn sein sollten, die man ja gerade so gut machen darf wie Kentaren, Harpyen, Faune, Sirenen und dergleichen Fabelgetier. Daß dies aber die höchste, weil neueste Weisheit in der Malerei sei, erfuhr ich mit Staunen! Daß die Nehhaut dies alles wieder vereinigen soll, sagte man mir auch — aber meine Nehhaut versagte. Es ist geradezu traurig, wie ganz talentvolle Leute vor solcher Windigkeit allen künstlerischen Halt verlieren. Ueber Manet, Monet, Degas, Münch durfte man ja gar nicht mehr muskeln, wenn man nicht als Barbar gelten wollte, und die spitzfindigsten unsrer Kunstgelehrten gingen auf den Fein. Spitzfindigkeit findet Spitzfindigkeit! Was ist darüber Unsinn geschrieben worden! Man war versucht, zu glauben, es habe bisher in der Welt noch keine Kunst gegeben, bis das Momentane in der Malerei erfunden worden ...

Es streift ja schon an das Komische, wenn es nicht gar traurig wäre, daß es in Deutschland fast als ein Wagnis erscheint, wenn man Dürer Führer in der Kunst nennt — diese doch so selbstverständliche Sache. Woher kommt es nur,

daß den Malern Dürer nicht ein solcher Grundstein ist, wie es Bach den Musikern ist? Welche Einflüsse sind es denn, die den Deutschen das Allerdeutsche immer wieder verhüllen, auf die Seite schieben? ... Der Sinn für den deutschen Humor ist so wie so fast erloschen — bössartiger Witz und giftige Entrüstung sind an seine Stelle getreten in der Öffentlichkeit, d. h., es ist alles brutal geworden. Es ist schon wichtig, dafür zu sorgen, daß das deutsche Gemütsleben, was doch auf einer besonderen Innigkeit beruht, nicht schamlos wird. Wir Deutsche könnten dadurch tiefer fallen in bezug auf Moralität als unsere leichtlebigen Nachbarn. — Unklare Künstlerköpfe fühlen sich geniert und meinen, daß ihnen die Freiheit genommen werden könnte, ich aber befürworte nur die deutsche Würde des ehrbaren Menschen, der jetzt bald jeder geistige Feg und Hampelmann mit seiner Nacktheit ins Gesicht springen will; als ob das was wäre, als ob das Kulturfortschritt und Freiheit bedeutete. Ich will nur das erhalten wissen, was unserer Väter Sitte und was deutsches Hausrecht ist.“

Der Sinn für Humor ist fast erloschen — so klagt der greise Thoma. Zu den wenigen, die ihn noch kraftvoll und erfreulich vertreten, zählt Adolf Oberländer, aus den fliegenden Blättern jedem Deutschen behaglich vertraut. Und Oberländer urteilt über die Internationalisierung der deutschen Kunst nicht minder hart, als Hans Thoma. „Der allzu viele internationale Verkehr“, so schreibt er, „ist besonders für den Deutschen, der immer auf dem laufenden bleiben zu müssen glaubt (wie ein Maschinenbauer), geradezu verhängnisvoll geworden. In der schönen Zeit des gelben Postwagens konnte der Künstler die rechte mittlere Linie wohl finden, wenn er in sein Inneres ging, aber nicht in der Zeit des Blitzzuges, der mit dämonischer Schnelligkeit jede Mode von einem Ende der Welt zum anderen trägt. Das fürchterliche Durcheinander einer modernen internationalen Kunstausstellung regt mich so auf und drückt mich nieder, daß ich seit Jahren gar keinen Besuch mehr wage. Der wahren Kunst dient nicht das wissenschaftliche optische Gesetz, sondern die warme seelische Anschauung als Richtschnur. Das ist kein Kunstwerk, wo nichts damit dargestellt ist! „Es gibt keine Menschen, es gibt nur Flecken!“. Dieser allen Ernstes von einem großen Modernen aufgestellte Satz enthält die ganze Seelenlosigkeit der modernen Richtung, dieser eiskalten Kunsttreierei. Wenn die Kuh mehr tut als dreinschauen, so nennt man das schon „Anekdotenmalerei“! Ein Hypermoderner stößt sich sogar an der trefflichen Charakteristik eines Tizianischen Porträts, weil ihn diese in Betrachtung der schönen Farbe irritiert — ach, die Anekdote von Karl dem Fünften! O Mensch, Ebenbild Gottes, du bist also nicht mehr würdig, als rein malerisches Motiv zu gelten!“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Geduld.

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gewannt
Ein einzig Belt ob allem deutschen Land.

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier,
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Markt:
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark!

Geduld! Was langsam reift, das altert spät,
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

E. F. Meyer. („Gutens letzte Tage.“)

Was die Großmutter erzählte.

Es kam einmal ein Landsknecht, der aus Welschland heim-
zog, nach Speyer und kehrte bei einem Wirt ein. Er hatte die
Tasche voll Geld, an die 500 Goldstücke, und konnte schon etwas
verzehren. Der Wirt setzte ihn deshalb zu oberst am Tische und
brachte ihm das Beste, was er hatte, Wein, Wildbret und Fisch.
Der Landsknecht dachte: „Da ist gut sein, da wirst du eine Zeit-
lang bleiben,“ und er verweilte volle zwei Monate und lebte
herrlich und in Freuden. Zuletzt ging ihm das Geld aus und
er blieb dem Wirt zwanzig Dutaten schuldig. Das war dem
garnicht recht, und weil gerade ein paar Kaufleute in der Her-
berge abstiegen, so sagte er zu ihm: „Höre du, lasse die fremden
Herren oben sitzen und rücke ein wenig herunter.“ Der Lands-
knecht mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, aber er
agerte nicht lange, machte sich heimlich auf und davon und ent-
kam nach Mainz. Von dort schrieb er dem Wirt: „Mein lieber
Wirt, ich bin bis Mainz gerückt, dünkt's Dich nicht weit genug,
so rück' ich noch bis Koblenz.“

*

Aus dem Buche der Natur.

Butraulicher Grauspecht. Gelegentlich einer
naturwissenschaftlichen Streife ins Hochgebirge benutzte ich zum
Nistieg einen mir bekannten Jagdstieg und freute mich an der
urwaldartigen Beschaffenheit des Altholzes, durch das mein
Pfad führte. Da ward ich auf ein leises Geräusch aufmerksam
und ich entdeckte einen jungen, kurz erst beflügelter Grauspecht,
der an einer mit Flechten beharteten Edelkranne herumtunkte.
Die Spechtarten sind sonst in der Regel nicht eben zutraulich,
dieser Jungvogel aber machte in seiner Unerfahrenheit eine auf-
fallende Ausnahme. Er strich bei meinem Anblick näher heran
und gab mir auf eine gute Viertelstunde Weges, stets am
Rande des Hochholzes und des Steiges streichend, das Geleite.
Erst als das Altholz, auf einen Lahn stehend, sein Ende fand,
verließ mich jung Meister Dämmerlein und strich glückend in den
Altholz zurück, in dem ich ihn aufgefunden hatte. Daß sich
arbeitende Spechte überraschen lassen, wird mancher schon
beobachtet haben, am ehesten beim Grünspacht, wenn er sich bis
zum Stoß z. B. in Ameisenhaufen eingebuddelt hat, daß aber
ein Specht den einsamen Wandersmann förmlich begleitet, das
ist mir in langen Jahrzehnten meines Naturmenschenlebens
noch nicht begegnet. M.-V.

*

Das Mutterherz . . .

Ein österreichischer Offizier, der an der serbischen Grenze
steht, schildert in einem Brief, den die „Neue Freie Presse“ mit-
teilt, folgende Episode: Bei meinem Truppendivisionskommando
erschien dieser Tage plötzlich eine alte Bäuerin, die von Esze-
din aus nach endlosen Tagesmärschen im Regen die aufgeweihten
Straßen entlang gewandert war, um ihrem achtzehnjährigen
Sohn, der als Freiwilliger bei einem ungarischen Infanterie-
Regiment steht, persönlich Winterwäsche zu bringen. Unzählige-
mal war sie unterwegs angehalten worden, immer wieder aber
hatten sich gutherzige Menschen gefunden, die ihr forthalten und
den Weg wiesen. Bei der Truppe endlich angelangt, wollte
man sie nicht zu ihrem Sohn lassen, bis ihre Bitte dem Divi-
sionsführer, einem Feldmarschalleutnant, vorgebracht wurde. Ge-
rührt über so viel Mutterliebe, ließ der Kommandant den
jungen Krieger holen, und es spielte sich nun eine innige Szene
des Wiedersehens ab. Die brave Mutter wurde nun von den
Offizieren reich beschenkt, und befriedigt trat sie den Rückweg an.

*

Ein Nachbild.

(Aus einem Feldpostbrief.)

„Nacht ist es, Nacht.“ Draußen ist alles still. Durch die
dünne Bretterwand klingt hin und wieder das Klirren der Tee-
gläser und einige abgerissene Sätze aus der Sprache des Skates,
den die Offiziere „dreichen“. Da durchbrechen plötzlich einige
Gewehrscüsse die weite Stille der Nacht, sie folgen mehr und
häufiger und sind schnell in ein heftiges nähes Geknatter aus-
geartet. Nun mischt sich mit einem Male das Brüllen ebener
Mäuler in den Streit. Es folgen immer mehr. Ein Kamerad
kommt gelaufen: „Vorn am Waldbrand kann man alles fein
beobachten! Sie machen wieder Nachtangriff!“ Wir folgen ihm
und erleben in den nächsten Minuten ein unvergeßliches Schau-
spiel. Der dunkle Nachthimmel wird mit einem Schlage tag-
hell. Französische Scheinwerfer sind herübergerichtet. Ebenso

schnell weicht der Schein völliger Dunkelheit, die nun eine
Leuchtrakete durchbricht, schlank und stolz aufsteigend, alles mit
weißem Licht überglühend. Noch einige folgen. Wieder ist es
dunkel. Unter diesen Solostimmen das eintönige Orchester des
Gewehrfeuers, das wogt und ebbt wie eine Sturmflut. Ein
Windstoß trägt das heulende Geschrei der stürmenden Buaven
zu uns herüber. Da färbt sich mit einemmal der blauschwarze
Himmel gelbrot für einige Augenblicke. Wenige Sekunden
später ein dumpfes, wuchtiges Dröhnen. Eine unserer Minen
ist aufgeklagen. Wieder hört man fernes Hurrarufen, das Ge-
wehrgeknatter ist verstummt. — Nun hebt es wieder an, hier
und da ein kurzes Aufleuchten an einer Stelle des Himmels,
ein Knall: die Kanonen sprechen. Es sind die unseren. Die
feindlichen antworten. Ein schneller, ferner Knall, ein Pfeifen,
das ein Oktave-Töne durchläuft. Bliß auf schwarzem Grunde,
heftiger, näher Knall, ein Schrapnell ist geplatzt. Dazwischen
wieder Scheinwerfer und die Leuchtsignale. Wagen rollen näher
und näher, Artilleriemunitionskolonnen rasen an uns vorbei
und lassen den Boden erzittern. Inzwischen ist alles alarmiert,
in 5 Minuten steht jede Kompanie gefechtsbereit, bis der Be-
fehl kommt zum Vorgehen. Inzwischen nimmt die Festigkeit
des Kampfes jedoch deutlich ab, und als die letzten Gewehr-
schüsse verstummt sind, stellen wir die Gewehre zusammen, die
Kompanie tritt weg, und jeder sucht fröstelnd zwei Stunden
später sein Strohlager wieder auf . . . (Zal. Adsch.)

*

Geburtsstag im Felde.

Aus einem Brief eines Artillerie-Wachstmeisters vom
westlichen Kriegsschauplatz gibt die „Arbeiter-Zeitung“ fol-
gende hübsche Schilderung wieder: „ . . . Noch immer sind wir
in derselben Stellung, vier Kilometer vor A., auf einer Höhe
kunftgerecht eingegraben. Es geht mir immer noch gut.
Meinen gestrigen Geburtsstag werde ich aber wohl in meinem
ganzen Leben nicht vergessen. In der Nacht vorher hatte ich mit
Leutnant Sch. . . abwechselnd Wacht gehalten. Morgens um
1/2 7 Uhr werde ich wach und höre, daß vor dem Bette, in wel-
chem ich schlafe, „Lobe den Herren, den mächtigen König der
Ehren“, gesungen wird. Als ich herauskomme, steht die Be-
dienung meines dritten Geschützes, in dessen Bette ich schlafe,
um einen kleinen Tisch herum und singt. Auf dem Tische ein
hübscher großer Strauß, eine Flasche Rotwein und eine bren-
nende Kerze. Ein unvergeßliches Bild! Ferner erhielt ich vom
ersten Geschütz ebenfalls einen Strauß, vom zweiten eine große
Portion sehr guten Kartoffelsalat und von meinem Batterie-
chef eine Tafel Schokolade und einen Kopierschreibstift, mit dem
ich diesen Brief schreibe. Abends besuchten mich meine Ka-
meraden der ersten Batterie und ich habe mit diesen und
unseren Offizieren zusammen noch etwas gefeiert . . . Hier
wurde ich beim Schreiben unterbrochen, weil der Befehl zum
Schießen kam. Nachher Kaffee getrunken und dann der Post-
beutel und darin der langersehnte erste Brief von Euch . . .
Eine Extrafreude waren mir Mutters eigenhändige Zeilen . . .“



Luftige Ecke.

Das ruppige Individuum (das herbeigekommen ist, nachdem
die Rettung eben bewerkstelligt war): „Sind Sie der Mann,
der meinen Jungen eben aus der See herausgeholt hat?“ —
Der heldenmütige Retter (bescheiden): „Ja, mein Freund, aber
das ist in Ordnung. Verlieren Sie kein Wort weiter darüber.“ —
Das ruppige Individuum: „In Ordnung? Es ist durchaus
nicht in Ordnung! Wo ist denn sein Gut?“

Ein Dichter ging mit einem Freunde durch die Straßen der
Stadt und rezitierte bei der Gelegenheit einige von seinen Ver-
sen. Der Freund bemerkte in geringer Entfernung einen Herrn,
der gähnte, machte den Dichter darauf aufmerksam und sprach:
„Nicht so laut, er hört Sie!“

Wie muß London jetzt die Eskimos um ihren sechs Monate
dauernden Tag beneiden!

Es scheint, daß der russische Kriegsplan darin besteht, die
Deutschen immer weiter nach Rußland vordringen zu lassen und
dann — um einen Schneesturm zu beten.